Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierundzwanzigster Jahrgang

Nr. 44 Marburg i. H., den 3. November 1910

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Der liebe Gott — Was fehlt der modernen Theologie? — Christentum und Revolution — Was die Missionare aus neuester Zeit vom Kongo berichten — Gerhart Hauptmann. Schluß — Verschiedenes: Gerhart Hauptmann (Sulger-Gebing); Ausgewählte Briefe (Liliencron); Wilhelm von Humboldts Briefe an eine Freundin (Leitzmann); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Der liebe Gott

Zum Reformationsfest

Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte! Psalm 73, 28.

Unsre Feste sind dann am schönsten, wenn wir auf etwas ganz Einfaches hinauskommen und an diesem Einfachen in die Tiefe dringen.

Beim Reformationsfest kann es nicht anders sein. Es gibt zwar mancherlei Gründe zu dankbarer Freude, und sie sollen immer wieder ins Licht gestellt werden: deutsches Bibelwort und deutsches Kirchenlied, deutsche Gewissensfreiheit und deutsche Wissenschaft und so manches Andre, das ins Leben sprang, seit Bruder Martin mit gewöhnlichen Hammerschlägen und ungewöhnlichem Ernste die Menschen weckte. Mancherlei Gründe und doch ein tiefster Grund; aber der wird immer nur den Sachverständigen der christlichen Frömmigkeit lebendig: den Mühseligen und Beladenen, — denen, die es sind, und denen, die es waren, und denen, die sich ernstlich darauf gefaßt machen.

Die Freude an dem lebendigen Gott — das ist das Einfachste und Tiefste, das Luther seinem Volke wieder hat aufdecken dürfen: das, dazu man sich versehen darf alles Guten und Zuflucht haben in allen Nöten.

Es gibt nicht Vieles, das den Menschen so hoffnungslos das Schönste verriegelt, wie der weithin herrschende Wahn, man wisse schon, was das heißt: Gott haben. Dieser Wahn ist schuld, daß so Viele überhaupt nicht erfahren, was das heißt. Sie sind mit ihm fertig, ehe sie noch angefangen haben, nach ihm mit der Seele zu fragen. Theologen von links und rechts, und allerkirchlichsten Leuten ist es so gegangen. Es kann zwar Niemand darüber mit schlechthiniger Bestimmtheit reden, aber es scheint wirklich so zu sein, daß es zu den Seltenheiten gehört, wenn Menschen Gott wirklich haben als das, was er ist: ein überströmendes Glück. Es ist schon viel, wenn einer sagen darf:

Ich hab von ferne
Herr, deinen Thron erblickt
Und hätte gerne
Mein Herz vorausgeschickt!

Und die Erklärung für dieses Nochnichthaben wird bei uns immer wieder dieselbe sein, die einst der fromme Hermes in demselben Liede gab:

Ich bin noch nicht genug gereinigt,
Noch nicht ganz innig mir dir vereinigt.

Das ist trotz allem ein gesegnetes Gefühl der Ferne, denn es läßt die Bahn frei für den Gedanken der grenzenlosen vor uns liegenden Freude, in diesem Gott zu leben, zu weben und zu sein. Nicht im mystischen Versinken, sondern plötzlich über der Arbeit, bei einer leisen Berührung, bricht er durch die Schuttlager unsrer Seele, daß sie überrieselt wird von warmer Freude und ihr mit einem Male klar wird, daß das Herrlichste, was aus der Reformation gekommen ist, dies ist, daß wir sagen dürfen: Der liebe Gott.

Aber es bedeutet einen völligen Umschwung der inneren Lage, eine Reformation der Seele, wenn einer ernsthaft alle andern Freuden beiseite schieben und sagen kann:

„Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte!" Wahrhaftig, es ist das Höchste, das ein Mensch erreichen kann, daß er im Ernste sagen kann: Der liebe Gott! P J

Was fehlt der modernen Theologie?

Vortrag vor den Freunden der Christlichen Welt

Nürnberg den 28. September

Das Thema, über das ich reden möchte, gehört zu denen, bei denen man mit einer Entschuldigung beginnen muß. Gleich von vornherein will ich zugestehen, daß ich mich dem Thema innerlich nicht gewachsen fühle und dies im Fortgang des Nachdenkens oft beschämend deutlich gemerkt habe. Um die Frage ausreichend zu beantworten: Was fehlt der „modernen Theologie?" müßte man mehr außerhalb dieser Theologie stehen und sie zugleich noch besser kennen, als ich beides von mir sagen kann. Wenn ich trotzdem dies anspruchsvolle, ja herausfordernde Thema behandeln will, so geschieht es, weil ich glaube, daß uns Vieles in der ganzen Zeitlage und auch in unsrem eigenen Bewußtsein zu dieser Frage drängt. Wir haben zwar unmittelbar hinter uns die imposante Veranstaltung des Weltkongresses, und es scheint, als ob Vielen unter uns durch dessen glänzendes Gelingen der Mut neu beschwingt worden ist. Aber gerade in solchen glänzenden Veranstaltungen, in dem öffentlichen Aufsehen, das sie erregen, in der hohen Stimmung, die sie in den eignen Reihen erzeugen, liegt eine Gefahr für die Bewegung selbst. Jedenfalls wird man sagen können: wir können die Erregung der letzten Monate nicht besser ausklingen lassen, als wenn wir uns einmal vor die Frage stellen: Was fehlt uns eigentlich? Es soll mir dabei nicht daran liegen, neue und unbekannte Dinge vorzutragen, als vielmehr die bekannten Dinge und Tatsachen zusammenzufassen, zu gruppieren, zu beleuchten und vor allem eine brauchbare Unterlage für eine Diskussion zu liefern.

Was fehlt der „modernen Theologie"? Ich möchte zuerst bitten, daß man mir dies häßliche Wort „modern" nachsieht. Mögen wir noch so sehr unsrer Zeit zu dienen suchen, so sind wir uns doch vor allem bewußt, überzeitliche Werte zu vertreten, und empfinden es als eine Erniedrigung, wenn nun gerade dies zeitliche Moment an uns so stark betont oder gar gerühmt werden soll. Mich erinnert „modern" immer an das Wort, das ebenso geschrieben wird, aber den Ton auf der ersten Silbe hat. Auch kommt mir das Wort Overbecks nicht aus

dem Sinn: „Modern, ihr Theologen, seid ihr allzeit gewesen, und es ist dies sogar allzeit eure schwächste Seite gewesen.“ Aber die ganze Schwäche unsrer Bewegung zeigt sich von vornherein darin, daß für uns einfach kein positiver Name zu finden ist. Die Unitarier haben sich doch wenigstens um ein positives religiöses Ideal zusammengeschart. Aber bei uns? „Frei“, „kritisch“, „modern“, „neuprotestantisch“ sind doch im Grund lauter Bestimmungen, in denen das Negative mindestens stark betont wird. Und wollten wir etwa nach der Weise der alten Christen den Scheltnamen, den man uns auf Seite der Hartmannianer gegeben hat: „Jesuaner“, in einen Ehrennamen verwandeln, so wäre zwar damit eine der großen positiven Leistungen unsrer theologischen Bewegung richtig bezeichnet, daß sie nämlich für die Herrlichkeit der menschlich-geschichtlichen Erscheinung Jesu den Blick geöffnet hat; aber wir fühlen doch alle, daß die Zeit, wo man sich wenigstens im Kreis der Christlichen Welt mit gutem Gewissen so hätte nennen können, schon wieder vorüber ist, selbst wenn wir den Gegensatz gegen den Christusglauben, der in dem Wort liegt, innerlich akzeptieren könnten. Wenn ich trotzdem das Wort „modern“ gebrauche, so geschieht es in dem vulgären Sinn, in dem wir sehr häufig ein geschichtliches Schlagwort gebrauchen und auch verstanden wissen, ohne daß wir uns erst mit einer ausführlichen Definition aufhalten. Daß die gesamte „positive“ wissenschaftliche Theologie der Gegenwart, wenn auch schwächer, dünner, später, langsamer, unentschiedener, unbewußter an diesem Wort ihren Anteil hat, möchte ich dabei ausdrücklich betont haben.

Vor jedem Wort der Kritik soll ein Wort der Anerkennung stehen für diese vielverkannte und vielgeschmähte moderne Theologie. Zwar über ihre wissenschaftliche Gesamtleistung abzuurteilen ist es noch nicht an der Zeit. Ich habe überhaupt nicht vor, über die wissenschaftliche Seite dieser Theologie zu reden, und wer etwa eine Kritik ihrer Arbeit auf den verschiedenen Gebieten erwartet, der wird sich enttäuscht sehen. Ich möchte die „moderne Theologie“ ganz und gar als Lebenserscheinung in der Kirche werten, so wie wir Praktiker sie an uns selbst erfahren haben. Da möchte ich nun, von allen einzelnen Anregungen und Belehrungen abgesehen, einen dreifachen großen Lebensgewinn feststellen, den ich wie wohl viele Andre von der „modernen Theologie“ gehabt habe.

Der erste liegt in der Richtung der persönlichen Wahrhaftigkeit. Das sieht so aus, als wollte ich unsren Gegnern die persönliche Wahrhaftigkeit gar nicht oder doch in geringerem Maße zusprechen als uns. So ist es nicht gemeint. Aber auch unsre Gegner müssen zugeben, daß dort, wo man das gute Gewissen dazu hat, sich der erkannten Autorität gänzlich unterzuordnen, auch wo die eigne Einsicht einmal andre Wege gehen möchte, die persönliche Wahrhaftigkeit jedenfalls keine so schweren Proben zu bestehen hat als dort, wo man sich verpflichtet fühlt, immer wieder in den schweren Prozeß des Umlernens, des Neusehens, des Versöhnens zwischem altem Besitz und neuer Erkenntnis einzutreten, wo man sich verpflichtet fühlt, nicht nur prinzipiell, sondern bis in alle Einzelheiten des religiösen Erlebens hinein ganz auf dem eignen Gewissen zu stehen. Sicherlich findet sich auf unsrer Seite manchmal pietätlose Kritik, die auch dort glaubt mit dem Alten fertig sein zu können, wo sie noch recht viel von ihm lernen könnte; es findet sich gelegentlich selbstgefällige Hypothesenlust, der es an der nötigen Selbstzucht fehlt, wo es sich doch um die ernstesten Angelegenheiten der Menschheit handelt, es findet sich unreife Neuerungssucht, die unverständig in Bestehendes hineinfährt und von dem Ernst der geschichtlichen Verantwortung und von der tiefen Gesetzmäßigkeit alles geschichtlichen Werdens viel zu wenig durchdrungen ist. Aber wenn unsre Gegner solche Ausschreitungen häufig allein sehen, so wissen wir zugleich, wieviel gekämpft worden ist in unsern Reihen um volle persönliche Wahrhaftigkeit, wie viele stille Opfer ihr gebracht worden sind, an äußeren Vorteilen, an Familieneintracht, ja auch an innerem Frieden. Das alles muß und wird seinen weltgeschichtlichen Segen haben. Unsre Gegner pflegen zwar häufig gerade unsre persönliche Wahrhaftigkeit in Zweifel zu ziehen, unsre Wahrhaftigkeit vor der Gemeinde, — und zwar die Gegner von rechts und von links. Es sei auch offen zugegeben, daß wir alle unsre ernsten Stunden gehabt haben, wo wir uns fragten: Bist du auch wirklich völlig wahrhaftig gewesen?, daß wir uns vielleicht den Aufgaben, die sich uns auf diesem Gebiet gestellt haben, nicht immer völlig gewachsen gezeigt haben. Aber unsre Gegner, von rechts und von links, sind doch mit ihrem Vorwurf viel zu rasch bei der Hand. Sie verkennen vollkommen die ungemein schwierige geschichtliche Stellung, in der wir uns befinden, in einem Kirchentum, das noch völlig auf dem alten Autoritätswesen aufgebaut ist, Bahn zu brechen dem neuen großen Gedanken der bis in alles Einzelne hinein eignen religiösen Ueberzeugung. Unsre Gegner mißdeuten auch die Unsicherheit, in der wir uns manchmal selbst befinden, die Vorsicht und Schonung, zu der uns nicht eine kluge Berechnung, sondern einfach das Hauptgebot des Christentums selbst verpflichtet. Sie mißverstehen die innere Freiheit, zu der uns eine bessere Einsicht in das Wesen der Religion, in den symbolischen Charakter der religiösen Vorstellungen befähigt hat. Gerade der Gemeinde gegenüber, wo die wissenschaftlich Fortgeschritteneren unter den altgläubigen Theologen nicht selten in bedenklicher und verhängnisvoller Weise geschwiegen haben, z. B. über ihre Auffassung von Bibel und Gotteswort, hat es auf unsrer Seite — zwar manche Verstöße und Rücksichtslosigkeiten, aber doch auch viel ernstes, leidenschaftliches, opferfreudiges Bemühen um volle persönliche Wahrhaftigkeit gegeben, das uns wohl auch mit am meisten Sympathien gewonnen hat.

Woran es ebenfalls nicht fehlt in unsern Kreisen, das ist die Aufgeschlossenheit. Sie entspricht auch dem andern Hauptgrundsatz, den uns die „moderne Theologie“, im Zusammenhang mit dem ganzen geistigen Leben der Gegenwart, eingeprägt hat, dem Grundsatz, daß es nicht zweierlei Wahrheit gibt, sondern daß jede sogenannte natürliche Wahrheit auch ein Recht hat, als göttlich, als Gottesoffenbarung anerkannt zu werden. Diese unsre Aufgeschlossenheit ist geradezu unser weltgeschichtlicher Ruhm. Zwar will ich gleich gestehen, daß ich den Eindruck habe, wir empfinden noch viel zu wenig die wirklich lebendigen Probleme der Gegenwart mit, wir leben viel zu sehr in unsern theologischen Problemen und meinen, was uns als Theologen wichtig und interessant ist, müsse deshalb auch Andern wichtig und interessant sein. Unsre ganze theologische Erziehung und Vergangenheit entfremdet uns leider heute noch mehr als nötig den Fragen, Bedürfnissen und Aengsten, die zu innerst in unsrer Zeit lebendig sind. Um näherliegende Dinge zu übergehen, denke ich da z. B. an das große Problem Kausalität und Willensfreiheit, an dem unsre Zeit viel tiefer leidet, als es die Theologen gewöhnlich wissen; unsre Theologen machen es sich da meist viel zu leicht und werden viel zu rasch ungehalten, wenn man für ihre oft etwas gewaltsamen und bedenklichen Künste kein rechtes Verständnis zeigt. Im Ganzen genommen aber: wenn man einmal in Jahrhunderten auf die Christliche Welt und auch auf das Protestantenblatt zurückblickt und sie mit andern damaligen christlichen Blättern vergleicht, so wird man gewiß vor allem bemerkenswert finden das Bemühen, Alles zu seinem Recht kommen zu lassen, auch Widersprechendes und Widerstrebendes, Alles von seinen eignen Voraussetzungen aus zu verstehen und zu würdigen, für Alles freundliche Worte zu finden und die Hallen des Christentums weit aufzutun. Und wenn der Weltkongreß als ein Zeichen der Zeit gelten kann, so wird diese Aufgeschlossenheit in unsern Kreisen eher noch wachsen und sich ihre Grenzen weiterstecken. Ob nicht manchmal die Aufgeschlossenheit für das Fremde größer gewesen ist als die Aufgeschlossenheit für die verborgenen Werte des Ueberlieferten, für das, wofür die Gegner, wenn auch oft in so überaus häßlicher Weise, doch nicht ohne innere Berechtigung kämpfen; ob nicht unter der Empfänglichkeit für alles Neue und Andersartige manchmal die Entschiedenheit in der Vertretung und Verteidigung und vor allem auch in der Vertiefung des wertvollen Eigenen gelitten hat, bleibe dahingestellt.

Und noch eine Anerkennung wird man weltgeschichtlich unsrer Bewegung nicht versagen können: die Anerkennung unsrer Arbeitsfreudigkeit. Auch das entspricht einem Haupt-

grundsatz, den uns die moderne Theologie — immer im Zusammenhang mit dem ganzen modernen Leben — eingeprägt hat. Wir sind ja, wie schon öfter betont worden ist, in Stimmungen und Grundsätzen einiger als in Ueberzeugungen und Anschauungen. Wir sind darin einig, einmal, daß es nur eine wirkliche Gewißheit gibt, nicht „Autorität und Erfahrung" als Gewißheitsgrund, sondern lebendige persönliche Ueberzeugung; sodann daß es nur eine Wahrheit gibt, nicht eine „natürliche" und eine „übernatürliche", sondern daß alle Wahrheit göttlich ist; und wir sind ferner darin einig, daß es nur eine Welt gibt, nicht eine Welt, die nur des Vergehens wert ist, und eine andre, die sich ihr gegenüber siegreich behauptet, sondern die eine große Gotteswelt, in der wir allerdings einer verborgenen Zukunft entgegenleben, aber indem wir alles mit göttlichen Kräften zu durchdringen, im göttlichen Geist zu gestalten suchen. Diese Ueberzeugung hat bei unsern Theologen einen großen Gewinn an Arbeitsfreudigkeit zur Folge gehabt. Nicht als ob nicht von den besten Vertretern des Alten pflichtmäßig und freudig ein ungeheures Maß von Arbeit bewältigt worden wäre, aber im Ganzen ist der Mut und die Lust zur Arbeit unter den Theologen durch die „moderne Theologie" entschieden gewachsen. Nicht nur wissenschaftlich, auch praktisch hat ein gewisser Unternehmungsgeist unsre theologische Jugend in den letzten Jahrzehnten ausgezeichnet. Man ging in Volksversammlungen, um dort dem Gegner gegenüberzutreten, erntete damit keinen Dank von rechts und wenig Dank von links. Man hielt mit viel Aufwand von Zeit und Mühe Diskussionsabende aller Art, man organisierte, man beteiligte sich an gemeinnützigen Unternehmungen, tat im sozialen Leben mit und beim Volksbildungswesen, man hielt Vorträge, schrieb Zeitungsartikel, verbreitete Literatur und gründete selbst Blatt auf Blatt. Ist es auch sicher, daß dabei die Wirkung manchmal mehr ins Flache geraten ist, daß dabei die Aufgabe, Interesse zu erregen für uns und für unsre Auffassung vom Christentum, gelegentlich allzu wichtig genommen worden ist, so ist doch auf diese Weise auch mancher neue Weg gefunden und gebahnt worden zu den Herzen der Gegenwartsmenschen, der sich als gut und gangbar herausgestellt hat und nicht mehr verlassen werden darf. Und ich werde Niemandem unrecht tun, wenn ich sage, daß die vielgescholtenen „modernen Theologen" in diesen Dingen zwar nicht immer, aber doch öfter als ihre Gegner die Führung gehabt haben. Neuerdings freilich scheint der alte siegesfrohe Optimismus ein wenig ins Wanken zu geraten, scheint sich ein leises Innehalten bemerklich zu machen, das vielleicht nicht auf ein Müdewerden, wohl aber auf ein Sichbesinnen schließen läßt. Und in der Tat ist zu einer ernsten Betrachtung der Lage, für die sich schon längst einige Stimmen erhoben hatten, auch aller Grund vorhanden.

Fragen wir uns nur einmal ganz ehrlich: Was hat die moderne Theologie eigentlich praktisch erreicht? Was ist das Resultat alles guten Willens und alles rastlosen Strebens? Es gibt heute gewiß eine sehr große Zahl von Menschen, die uns keine Gewalt geschehen ließen, das ist außer Frage; und wenn gesammelt wird unter der Parole: Kampf gegen die Herrschaft der Orthodoxie! Kampf gegen religiöse Bevormundung, gegen Dogmenwesen und Bekenntniszwang! Kampf für Freiheit der persönlichen Ueberzeugung! dann ist heute ein großes Heer auf den Plan zu stellen. Aber das ist doch nichts, was uns irgendwie befriedigen kann. Was die Millionenmasse der Arbeiter betrifft, so steht sie unsrer Arbeit nicht nur verständnislos und nicht nur mißtrauisch, sondern, in Deutschland wenigstens, absolut ablehnend gegenüber. An einigen Orten ist es durch unermüdliche aufopfernde Diskussionsarbeit gelungen, eine gewisse matte Achtung vor unsrem Eifer, vielleicht auch vor unsrer Ehrlichkeit zu erzwingen, mehr nicht. Die Freude, der Autorität der Kirche entronnen zu sein, ist bei den Arbeitern viel zu groß, als daß sie für irgend Etwas, was mit dieser Kirche zusammenhängt, Sympathien aufbringen könnten. Und irgend ein Verlangen, irgend eine Sehnsucht, die dem, was wir zu bieten haben, entgegenkäme, ist nicht vorhanden, ist uns aber auch nicht zu wecken gelungen. Mag die Arbeiterschaft einmal ganz neue Formen des religiösen Lebens aus sich heraus gestalten, oder mögen, was ich auch nicht für ausgeschlossen halte, einmal veraltetere Typen des Christentums, als wir sie vertreten, wieder Gewalt über sie gewinnen, jedenfalls hat sich das Christentum in der Form, wie wir es vertreten, als unfähig erwiesen, auf unsre Arbeiter einen wesentlich stärkeren Eindruck auszuüben und Einfluß zu gewinnen, als es der älteren Form des Christentums gelungen ist. Die Hoffnung aber, daß es besser werden wird auf dem bisherigen Wege, ist gering.

Und die Gebildeten? Die Arbeit an den Gebildeten, an den „Entfremdeten" unter ihnen ist lange Zeit unser Steckenpferd gewesen. Aber wie steht es? Gewiß, es gibt eine nicht zu verachtende Anzahl von Menschen, die es der modernen Theologie verdanken, daß sie in dieser Zeit schwerer geistiger Krisen auch für ihre religiösen Bedürfnisse nicht leer ausgegangen sind, die nicht nur viel Anregung aus unsrem Kreise empfangen haben, sondern dankbar aussprechen, daß es ihnen nur die moderne Theologie ermöglicht hat, fromm und frei zugleich zu sein. Aber wie verschwindend klein ist doch im Ganzen diese Zahl! Was sind fünftausend Abonnenten für ein Blatt wie die Christliche Welt mit ihrem glänzenden Mitarbeiterstab! So viel Abonnenten hat z. B. Johannes Müller allein. Und dabei ist noch ein sehr großer Teil der Leser der Christlichen Welt, gewiß über die Hälfte, Theologen, von denen wieder viele das Blatt halten, aber wenig lesen. Und unser engerer Kreis! Es mögen meist besonders geartete Menschen sein, die sich aus Laienkreisen zu uns finden, Oberlehrer mit theologischer Vergangenheit, Pfarrerssöhne, Pfarrersbrüder, Pfarrersfreunde, die Philologen und Juristen geworden sind, Professorenfreunde, einige andre Familien, die durch ihren Hauslehrer angeregt worden sind, die durch die Eigenart ihrer inneren Bedürfnisse oder durch irgend einen Zufall zu uns geführt worden sind, sonst kaum Jemand. Ganze große Stände sind unsrer Arbeit völlig oder doch fast völlig fremd geblieben, wie der Offizierstand, der Stand der Techniker und Ingenieure, fast der ganze große Kaufmannstand u. s. f. Es soll mir ferne liegen, das Einzelne und Kleine gering zu schätzen. Auch wissen wir wohl, daß es manchen geheimen Erfolg gibt, der nicht gemessen und gezählt werden kann. Aber im Ganzen stehen wir einfach der brutalen Tatsache gegenüber, daß eine irgendwie bedeutendere Bewegung durch die moderne Theologie nicht hervorgerufen worden ist. Am meisten Erfolg haben noch unsre aufklärenden Werke gehabt. Harnacks „Wesen des Christentums", die „Religionsgeschichtlichen Volksbücher", das Weißsche Bibelwerk und neuerdings Schieles Wörterbuch „Die Religion in Geschichte und Gegenwart" sind die Werke der „modernen Theologie", die am weitesten gedrungen sind. Aber der Erfolg dieser Werke ist doch wenig unsrer eigentlichen Bewegung, unsern Vereinen und Blättern, zu gute gekommen. Die „Aufgeklärten" sind selten bei dem stehen geblieben, was wir ihnen positiv geboten haben.

Können wir nun dem gegenüber einfach sagen: Auf den Erfolg kommt es gar nicht an? Können wir uns mit unsrem Eifer und unsrem guten Willen trösten? Oder können wir die Schuld ausschließlich in den Zeitverhältnissen suchen, sodaß wir uns nun ein geistvolles wohlgegliedertes Bild von der geistigen Gesamtlage der Gegenwart entwerfen, aus dem mit Notwendigkeit hervorgeht, daß es gar nicht anders sein könne, und daß wir ganz beruhigt sein dürfen? Oder wollen wir auf die andern Richtungen hinweisen und sagen: Denen ist es auch durchaus nicht besser gelungen als uns; die allgemeine großartige Bereicherung des Daseins in der neuen Zeit hat eine Verbreiterung und damit Verflachung des Lebens zur Folge gehabt; selbst der Katholizismus ist heute mehr durch kluge Parlamentarier als durch heilige Mönche vertreten? Oder wollen wir uns tiefsinnigen Spekulationen darüber hingeben, daß vielleicht nach den mittelalterlichen Jahrhunderten, die der Pflege der Innerlichkeit gewidmet waren, nun Jahrhunderte einfach notwendig sind, wo die Menschheit mehr nach außen lebt, und daß vielleicht ein geheimer Gottesplan darin liegen mag? Ich meine: die erste und wichtigste Frage ist doch: Was fehlt uns? Hat unsre Bewegung Schwächen? Welche Schwächen? Notwendige Schwächen oder zufällige Schwächen? Zur Antwort brauche ich nur auf ein paar bekannte Tatsachen hinzuweisen.

Die moderne Theologie ist eine Bewegung, die im Wesentlichen aus der Kritik hervorgegangen ist. Es sind vor allem die Methoden der Geschichtswissenschaft, angewendet auf das Christentum, seine Urkunden und seine Geschichte, die uns in die gegenwärtige Lage gebracht haben. Dazu kommt dann noch die Kritik, die auf Grund der philosophischen Entwicklung der letzten Jahrhunderte an dem Lehrgebäude des Christentums geübt worden ist. Demnach ist unsre Bewegung durch zwei Merkmale gekennzeichnet: 1. sie ist eine wissenschaftliche Bewegung, und 2. sie ist eine kritische Bewegung. Man könnte auch sagen: sie ist eine intellektualistische, und sie ist eine negative Bewegung. Wir können es durchaus verstehen, wie auf Seite der Altgläubigen, wo man die Zeitnotwendigkeiten nicht so stark empfand, unsrer Bewegung gegenüber oft das Gefühl herrschte: „Ein Stück ums andere wird angezweifelt und abgebröckelt! Immer weiter und weiter! Was wird schließlich noch übrig bleiben?" Gewiß kann man darauf hinweisen, daß noch recht viel „übrig geblieben" ist, z. B. — Gott! Man kann auch darauf hinweisen, daß alle großen religiösen Bewegungen der Vergangenheit in einer mächtigen Beseitigung und Vereinfachung bestanden haben. Aber wenn die Vereinfachung nicht aus der Verinnerlichung, sondern aus der Kritik geboren ist, dann fehlt ihr von vornherein die lebendige Kraft. Wer wollte zweifeln, daß z. B. der Vaterglaube allein, ganz tief erlebt und mächtig weiterflammend, gewaltig weltumgestaltend wirken müßte und eine ganz neue Kultur mit Notwendigkeit hervortreiben müßte. Aber in der sogenannten „modernen Theologie" ist der Vaterglaube eben im Allgemeinen kein neues starkes inneres Erlebnis, das vom Mittelpunkt einer Heilserfahrung aus sprengend wirkt auf ein altes überflüssiges Dogmenwerk und altes ungenügendes Kultuswesen — wie es, wenn auch leider ohne wirkliche Größe, bei Lhotzky tatsächlich der Fall ist. Sondern der Vaterglaube der modernen Theologie ist vielfach das, was übrig geblieben ist, nachdem die alte Christologie gefallen ist, ein manchmal recht matter Vorsehungsglaube, bei dem man z. B. darüber streiten kann, ob sich die Vorsehung nur auf die großen Dinge oder auch auf die kleinen erstreckt, und ein Sündenvergebungsglaube, dem die Anschaulichkeit und oft genug auch die umschaffende Kraft fehlt, die der alte Glaube wirklich gehabt hat und bei denen, die ihn naiv hinnehmen können, heute noch entfalten kann. Es ist uns Allen bekannt, welchen verhältnismäßig geringen Erfolg die von den Freunden der Christlichen Welt herausgegebenen Morgenandachten hatten. Trotz vieles Ausgezeichneten, was darin steht, ist das Buch über die Kreise der Freunde hinaus überhaupt kaum gedrungen. Woran liegt es? Ich glaube, wir können gar keine andre Antwort geben, als daß wir uns eingestehen: Es liegt zum großen Teil einfach an unsrer religiösen Unkraft. Wir reden vom unersetzlichen, ewigen Wert der einzelnen Menschenseele; tatsächlich aber läuft es dann auf schüchterne Mahnungen hinaus, daß man seine Seele über allen andern Dingen nicht zu kurz kommen lassen soll, daß man die innere Befriedigung, die der religiöse Glaube in den Nöten des Lebens gibt, nicht verschmähen soll, daß man sich nicht entmutigen lassen soll, auch über das Grab hinaus eine gewisse Unsterblichkeitshoffnung festzuhalten. Was das eigentlich heißt, einen ewigen, unersetzlichen Wert der Menschenseele behaupten, in welchen ungeheueren Widerspruch mit dem Augenschein und auch mit dem ganzen Zeitgeist man sich dadurch setzt, aber auch welchen Anspruch man ihnen gegenüber erhebt, welches völlig neue Wesen aus diesem Glauben hervorgehen muß, wenn er nicht bloß zaghaft festgehalten, sondern energisch durchgesetzt wird im Leben, dafür fehlt es häufig genug an dem rechten Bewußtsein. Oder wir reden von Gott, von dem lebendigen Gott. Aber was wir eigentlich damit behaupten, welche Erschütterung bis ins Mark, welche Umwälzung bis ins Innerste dieser Glaube hervorbringen sollte, davon spürt man wenig. Statt dessen suchen wir zu zeigen, daß man immer noch, trotz allem, an Gott glauben kann; wir versuchen zu zeigen, wie sich dies und das im Licht des Gottesglaubens ausnimmt und wie es da recht nett aussieht; wir versuchen zu zeigen, daß ein gewisses inneres Sehnen im Herzen allein durch den Gottesglauben gestillt wird, und daß der Aufblick zu Gott alles adelt und weiht. Kommt dann Jemand, der das eine Wort Gott ein klein wenig stärker betont, wie etwa Kutter, so erschrecken wir selbst darüber, was für eine anspruchsvolle Uebermacht, was für ein gewaltiges In-Anspruch-nehmen eigentlich in diesem Glauben zu uns redet. Und ähnlich machen wir es mit Jesus. Wir reden von ihm als von einer einzigartigen Persönlichkeit, die sich mit keiner sonst vergleichen läßt, wir schildern ihn als die höchste Offenbarung des Vaters, nicht selten ein wenig gewaltsam und überschwänglich, als ob sich eine innere Skepsis dahinter verbergen wolle. Wir wissen seine menschlich großen und herrlichen Seiten gut hervorzuheben. Dazwischen erheben wir die Frage, ob wir wohl auch genug von ihm wissen, ob er uns auch in dieser und jener Frage Autorität sein kann, ob wir vielleicht einmal über ihn hinauskommen werden. Oder wir behandeln ihn „historisch-kritisch", fragen ihn über jeden einzelnen Punkt aus und bestimmen dann, was annehmbar ist und was nicht. Aber das eigentlich Gewisse und Große an ihm, seine unbedingte Gottentschlossenheit, sein feuriger Weltüberwindungsmut, seine all-überlegene Gotteszuversicht, seine liebesmächtige Hingabe an die Andren, das ganze glühende Gottesleben, das in ihm war, wird von uns lange nicht genug empfunden. Weil es aber in der Hauptsache an elementarer Energie fehlt, darum glaubt man nun den Leuten umsomehr „bieten" zu müssen, sucht nach allerlei neuen Gedanken, und immer wieder neuen Gedanken, nach geistvollen Beziehungen, nach psychologischen Feinheiten, nach reizvollen starken Stimmungen, nach überraschenden Ausblicken. So glaubt man die Religion, die man nicht so recht direkt anzubieten wagt, den Leuten erst schmackhaft und interessant machen zu müssen, und erreicht, daß man gar nicht mehr gelesen und gehört wird. Von unsrer Andachtsliteratur kann man gewiß im Ganzen sagen, sie steht geistig auf einer sehr bemerkenswerten Höhe; aber es ist unendlich viel gequältes Wesen in ihr, es fehlen ihr die eigentlich starken Lebensimpulse, sie ist zu matt und zu höflich. Das siegreiche Vordringen, das starke Inanspruchnehmen findet man selten genug in ihr.

Und dazu kommt noch etwas sehr Bedeutsames. Wir kommen aus der theologischen Geistesbewegung her, daneben aber hat das moderne Leben seine völlig eigene Geistesbewegung gehabt, in der wir lange nicht genug zuhause sind. Die moderne Welt, wie sie sich auf der Technik, der Zeitungskultur, dem Bahn- und Bankwesen aufbaut, hat eine Stimmung erzeugt, die der theologischen Welt, aus der wir herkommen, völlig fremd ist, hat den Menschen vor Fragen gestellt, die ganz anders sind, als die Fragen, die zwischen den Theologen verhandelt werden, hat in ihm Bedürfnisse geweckt, die sich auch mit der kritisch bearbeiteten Bibel nur mühsam in Beziehung setzen lassen, hat ihm Aufgaben gegeben, über die seine Theologen nicht mit ihm reden, hat ihm Welten aufgetan, in denen er sich der ganzen Ueberlieferung so fern fühlt wie einer Märchenwelt, hat ihm ein Lebensgefühl gegeben, das seine Theologen nicht mit ihm zu teilen scheinen. Der Ernst dieser Krisis kann meines Erachtens kaum übertrieben werden. Und die Folge ist nur bei Wenigen jene „Heimatlosigkeit der religiösen Gefühle" wie sie Naumann geschildert hat, bei der Menge einfach die Gleichgültigkeit. Diese Gleichgültigkeit geht so weit, daß man ruhig seine Kinder dem überlieferten Religionsunterricht überläßt, in der Ueberzeugung, daß sie das Leben doch bestimmt davon kurieren werde. Das eigentliche Lebensinteresse an der Entwicklung der Kirche und des Christentums hat man verloren. Dies hindert natürlich nicht, daß sich in den Köpfen allerlei Reste von religiösen Vorstellungen erhalten, die in der Not einmal hervorgeholt werden, um dann in der naivsten Weise mit dem wirklichen Leben zusammenzustoßen. Im ganzen aber lebt man einfach in einer andren Geisteswelt. Unsre „moderne Theologie" aber ist nicht eigentlich aus den Problemen des Lebens hervorgewachsen, sondern sucht sich nur mehr oder weniger gut mit diesen Problemen von außen her auseinanderzusetzen. Nehmen wir dies, daß sie im Wesentlichen eine intern-theologische Bewegung gewesen ist, noch hinzu zu dem Andern, daß sie vorwiegend eine intellektualistische und kritische Bewegung ist, dann wissen wir genug, um uns unsre Lage zu erklären.

Ist nun diese unleugbare religiöse Unkraft unsrer Bewegung ein Schicksal, in das wir für immer gebannt sind? Was können wir tun, damit es besser wird? — Ich empfinde die Frage: Was können wir tun? eigentlich schon als unfromm; denn wir können nichts tun, Gott muß es tun. Aber dieser Satz darf nicht verstanden werden im Sinn einer fatalistischen Passivität, sondern in dem Sinn des entschlossensten Gottesheroismus, d. h. indem wir ihn völlig wirken lassen, zur Wirkung kommen lassen an uns und durch uns. Wie das geschieht, darüber möchte ich noch Einiges sagen, worin man in jedem Fall zugleich persönliche Schuldbekenntnisse sehen mag.

Zunächst, wir sind alle noch viel zu sehr durch den Kampf gegen die Orthodoxie innerlich orientiert. In diesem Kampf sind leicht einige Vorteile zu erringen, die dann nur zu rasch darüber hinwegtäuschen können, daß es an höheren Erfolgen fehlt. Es besteht aber die große Gefahr bei den gegenwärtigen Kämpfen, nicht nur, daß sich die Besten im gegenseitigen Kampf aufreiben, sondern vor allem, daß wir durch die innere Auseinandersetzung mit der Orthodoxie unbewußt und unwillkürlich uns in falsche Fragestellungen hineindrängen lassen, die den eigentlichen Nöten und Bedürfnissen unsrer Zeit gar nicht mehr entsprechen. Es handelt sich ja gar nicht darum, daß wir möglichst viele Menschen an der Orthodoxie irre machen, sondern unser Ziel muß sein, daß wir eine neue Menschheit auf den Plan stellen. Wo dies auch nur im Kleinen geschieht, da wird für uns gekämpft werden, ohne daß wir selbst, wie es jetzt ist, alles fast allein tun müssen. Eine Laienorganisation, die nur dafür sorgt, daß der neuen Richtung keine Gewalt geschieht, würde in mancher Landeskirche meines Erachtens viel mehr der gegenwärtigen Lage entsprechen, als eine Laienschaft, die sich mehr oder weniger mit uns identifiziert. Unsre Bewegung ist viel zu lange fast ausschließlich durch die Theoretiker beeinflußt gewesen. Es kommt darauf an, daß wir in ganz andrer Weise als bisher den praktischen Beweis für uns erbringen: davon wird dann auch die Theorie erst ihre lebendige Vollendung erhalten. Und für diesen praktischen Beweis dürfen wir uns ja nicht zu bescheidene Ziele stecken. Nicht darauf kommt es an, daß sich die Menschen für unsre religiösen Anschauungen „interessieren", auch nicht darauf, daß sie sie annehmen und sich dabei „religiös befriedigt" fühlen; auch nicht darauf, ob sie bei unsrer Auffassung des Christentums schmerzhafte Krankenlager tapfer überstehen und getrost sterben können; für das alles ist glücklicherweise der Beweis schon erbracht. Sondern einzig und allein darum handelt es sich, ob wir die Menschen neu machen können, wirklich innerlich neu, ob wir sie mit Kräften erfüllen können, die sie herausheben aus ihrem bisherigen Leben. Der alte Glaube hat das vermocht, ohne Frage. Bei uns aber herrscht, wenn ich recht sehe, weithin die Skepsis, ob eine solche Erneuerung überhaupt möglich und notwendig ist. Indes — alle psychologischen Zusammenhänge zwischen Altem und Neuem, von denen wir aufs tiefste durchdrungen sind, in Ehren, wir können das Heil der Menschen doch nur darin sehen, daß ihr ganzes Lebenszentrum verlegt wird, hinweg von dem alten egoistischen Ich hinein in Gott, und daß aus Gott heraus ihr Ich dann erst wahrhaft neu geboren wird. Diese Geburt aus Gott ist Etwas, das durchaus als ein „Neu"-werden erlebt wird. Und es gilt, solche neue Menschen zu schaffen nicht nur aus denen, die mehr oder weniger gleichzeitig vom Alten mit beeinflußt sind, sondern die entscheidende Probe ist, ob es gelingt, solche Gottesmenschen gleichsam aus dem Rohen zu schaffen, aus dem Material, das für die bisherige kirchliche Beeinflussung ganz und für immer verloren ist. Ehe nicht von allen Seiten solche neue Menschen kommen und für uns Zeugnis ablegen, gebe ich auf unsre ganze Bewegung religiös nicht viel. Für solche Wirksamkeit läßt uns aber die Kirche, selbst in stark orthodoxen Landeskirchen, völlig Raum. Was dazu an intellektueller Aufklärung notwendig ist, muß selbstverständlich geschehen, ist aber nach meiner Ueberzeugung bedeutend weniger, als Viele annehmen. Unsre ganze bisherige Bewegung scheint mir — ich weiß nicht, ob dieser Vergleich sonst schon gebraucht worden ist — mehr der humanistischen religiösen Reformbewegung zu gleichen, die ihrerseits sicher der Reformation wertvolle Vorarbeit geleistet hat, die aber durch eine ursprünglich religiöse Bewegung ergänzt werden mußte, wenn sie weltgeschichtliche Stoßkraft gewinnen sollte.

Man wird mir nicht mehr entgegenhalten: „Eine religiöse Bewegung läßt sich nicht machen, sie muß kommen; die Stunde muß da sein, die führenden Persönlichkeiten müssen da sein." Dies Warten, dem man vielfach in unsern Kreisen begegnet, hat für mich oft etwas tief Ergreifendes gehabt. Aber ich sehe doch zugleich auch etwas Schwächliches darin. Denn wir wissen, daß es auch auf diesem innersten Gebiet gewisse Lebensgesetze gibt, die, wenn auch unter komplizierteren Verhältnissen, doch in ähnlich sicherer Weise wirken wie Naturgesetze.

Und das erste dieser Lebensgesetze ist: Wenn eine Bewegung kommen soll, so muß es irgendwo anheben, so muß irgendwo ein Punkt sich zuerst in Bewegung setzen. Und da wir nur einen einzigen Punkt wirklich in der Hand haben, nämlich uns selbst, so heißt das nichts Andres als: Laß Gott wirklich neues Leben in dir schaffen; je stärker es in dir selber ist, um so mächtiger wird es auch auf Andere wirken. Wir erinnern uns einer Stelle bei Nietzsche, wo er etwa sagt: Schaut euch nur diese Prediger recht genau an; findet ihr nicht, daß ihr Leben anders ist als das eure, so braucht ihr euch um sie weiter nicht zu kümmern; ihre Lehre ist an ihnen selbst unwirksam, wie wollen sie da etwas von euch verlangen? — Unsre Zeit ist alles religiösen Redens unglaublich müde. Ein gesunder Realismus wird sich in diesen Dingen immer stärkere Geltung verschaffen. Und ich habe gar keinen Zweifel, daß die Menschheit an unsrer gesamten Theologie einfach praktisch so gut wie vorübergeht, wenn ihnen nicht eine höhere Art von Leben, die wir wirklich haben und ihnen vorleben, Achtung und Sehnsucht einflößt.

Aus begreiflichen Gründen möchte ich über alle diese Dinge nicht zu viel sagen, aber man lasse mich noch einige Einzelheiten nennen, immer in der Weise, daß ich mich dabei zugleich zu persönlichen Verfehlungen bekenne. Wir müssen dem falschen Bildungswesen unsrer Zeit, das Vielwisser züchtet und Schnelleser und Alleskenner, gram werden, innerlich gram, dagegen es viel besser lernen, unsre Seele wirklich zu nähren, mit allem Guten zu nähren. Wir müssen es nicht als Pflichterfüllung, sondern als grobe Pflichtverletzung betrachten, wenn wir durch die Vielseitigkeit unsrer Arbeit ins Aeußerliche und Flüchtige gezogen werden, und müssen um jeden Preis Ruhe, Sammlung, Stille, Besinnung in unser Leben bringen, damit sich die Religion in den Reichen des Gemüts und des unbewußten Lebens wirklich festsetzen kann. Und doch müssen wir wieder Zeit haben für die Menschen, viel Zeit, um uns an ihnen und mit ihnen zu entfalten, und müssen das Zusammensein mit ihnen als metaphysisches Ereignis verstehen lernen. Wir müssen es in gewissem Sinn, wenn auch in andrer Weise, machen wie Oskar Wilde: „Ich habe mein Genie in mein Leben gegeben." Wir müssen den Mut haben, den göttlichen Lebensgesetzen wirklich zu vertrauen, uns ihnen anzuvertrauen und zu warten, was dabei herauskommt. Wir müssen durchaus das Ewige als das Wesentliche nehmen, und das Eine, was not ist, auch praktisch als das Eine, was not ist, behandeln und es entschlossen wagen, unser Leben darauf zu gründen.

Was uns schwach gemacht hat, ist gerade das, worauf wir stolz waren, nämlich unsre Versöhnung zwischen Christentum und Kultur, an der wir auch dort unbewußt arbeiteten, wo wir das Schlagwort selbst vielleicht mißbilligten. Aber vereinigen und versöhnen macht schwach, nur große Gegensätze machen stark. Und das Christentum, mag es noch so sehr verinnerlicht und vergeistigt werden, ist und bleibt ein Gegensatz gegen das gesamte äußere Weltwesen, in dem unsre Zeitgenossen befangen sind, so gewiß das Ewige ein Gegensatz ist zum Vergänglichen, und das Wesenhafte zum Aeußerlichen, und das Göttlich-Innerliche zum Stofflichen. Wir gewinnen die Menschen nicht, wenn wir diesen Gegensatz verwischen, sondern gerade wenn wir ihnen diesen Gegensatz recht deutlich zeigen und ihnen dann im Licht dieses Gegensatzes das Höhere vorleben. Mir ist kein Zweifel, daß Zeiten kommen werden, wo sich ein wahrhaft elementarer Schrei nach Besserem, Höherem, Dauernderem in

den Menschen unsrer Zeit vernehmbar machen wird. Dafür brauchen wir nicht zu sorgen. Dafür ist gesorgt, schon durch die ganze Organisation des Menschen, die ihn unmöglich im vergänglichen Wesen Ruhe finden läßt. Für diese Zeit, die sicher kommen wird, müssen wir da sein, müssen wir voran sein, müssen bei Zeiten nicht allzu wichtig genommen haben, was Andre wichtig genommen haben. Gerade dann werden wir auch das Erwachen dieses Seelenhungers am schnellsten mit herbeiführen. Wenn wir so mit aller Entschlossenheit den religiösen Weg gehen, dann sind wir auch am ersten dagegen geschützt, bloß theologische Probleme im Kopf zu haben; vielmehr werden wir fühlen, was unsre Zeit im Innersten bewegt. Denn nach bedeutsamem Weltgesetze bringen gewöhnlich nicht die die Lösung großer Lebensprobleme, die am meisten über sie nachgedacht haben, sondern die, die am tiefsten unter ihnen gelitten haben und einen Ausweg einfach aus Lebensnotwendigkeit finden mußten. Und das Viele, was neu geschaffen werden muß, z. B. in den äußeren Lebensformen der christlichen Gemeinschaft, wird auch am besten von denen geschaffen werden, die nicht dies probieren und jenes probieren, sondern die aus innerster Lebensnotwendigkeit heraus tun, was geschehen muß, und wagen, was gewagt werden muß.

Ob wir dabei große oder kleine Erfolge, laute oder stille Erfolge, langsame oder schnelle Erfolge haben werden, weiß ich freilich nicht. Aber daß dies der Weg ist, der einzige Weg, der aus den gegenwärtigen Wirren herausführt, das weiß ich. Und daß er um so rascher herausführt, je entschiedener er begangen wird, das weiß ich auch.

Friedrich Rittelmeyer

Christentum und Revolution

Gedankengang eines auf der Hauptversammlung der Sächsischen Evangelisch-Sozialen Vereinigung in Löbau am 3. Oktober gehaltenen Vortrags

1. Auf dem achten Evangelisch-Sozialen Kongreß in Chemnitz sind in dem Liebsterschen Vortrag über „christliche Religion und sozialistische Weltanschauung“ und der anschließenden Debatte von verschiedenen Seiten einzelne Aeußerungen über das Verhältnis von Christentum und Revolution getan worden, die ganz ohne Grund bei Manchen Beunruhigung hervorgerufen haben. Denn keine einzige dieser Aeußerungen hat den spezifisch sozialdemokratischen Revolutionsgedanken irgendwie verteidigt, sondern alle bewegten sich auf dem nüchternen Boden historischer Feststellungen und gebrauchten — wie von einem Redner ausdrücklich festgestellt wurde — das Wort Revolution nicht von der „Revolution auf der Straße“, sondern im weitesten und allgemeinsten Sinne. Wenn es demgegenüber einzelne Preßstimmen so dargestellt haben, daß „die revolutionären Bestrebungen der Sozialdemokratie bei einigen Rednern Billigung fanden“ (Das Vaterland vom 15. Juni 1910), so beruht ein derartiges Urteil auf völliger Verständnislosigkeit oder böswilliger Verleumdung. Sachlichere und ruhigere Beurteiler betonen dagegen mit Recht als Inhalt der Debatte das Doppelte: „Daß das Christentum sich zuweilen mit der Revolution ausgezeichnet vertragen hat, liegt am Tage der Geschichte. . . . Aber daß Gedanken, wie die Liebsters und des Evangelisch-Sozialen Kongresses nicht der Revolution dienen . . ., das zu verkennen muß man sehr mutwillig oder sehr kurzsichtig sein“ (Christliche Welt Nr. 22 Sp. 524).

2. Revolution, d. h. Umwälzung, ist akute Evolution, d. h. beschleunigte Entwickelung. Das Moment des Bruches der äußeren Rechtsordnung und der Anwendung äußerer Gewaltmittel ist damit keineswegs notwendig verbunden. Man redet ganz allgemein von einer Revolution in den Köpfen der Menschen, im geistigen Leben, in den wirtschaftlichen Verhältnissen. Auch die Sozialdemokratie versteht das Wort Revolution gegenwärtig nicht ausschließlich im Sinne des gewaltsamen Umsturzes, sondern sehr oft im Sinne innerer Entwicklung. Darum haben auch wir nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, bei einer Erörterung über „Christentum und Revolution“ das Wort Revolution in diesem allgemeineren und weiteren Sinne zu fassen und nicht willkürlich auf die „Revolution auf der Straße“ zu beschränken.

3. Im Alten Testament stehen ganz zweifellos Religion und Revolution häufig in sehr naher Verbindung, und zwar bestehen solche Beziehungen nicht nur zwischen Religion und geistiger oder sozialer Revolution (vgl. die ganze Wirksamkeit der Propheten), sondern mehrfach auch zwischen Religion und blutigen Revolutionen auf politischem Gebiet (vgl. David; Elias; Elisa, der Jehu direkt zum Sturze Jorams veranlaßt; beachte auch Amos 7, 10).

Das Christentum war nach dem Neuen Testament in gewissem Sinne selbst eine Revolution, sofern sein Stifter eine radikale Erneuerung der Menschen forderte, eine neue Zeit an Stelle der alten setzen wollte und selbst vor dem Bruch geltender Rechtsordnungen (Sabbath- und Fastengebot, Reinigkeitsvorschriften und Opfergesetze) nicht zurückschreckte. Doch hat Jesus dabei Gewaltanwendung stets vermieden, ja, soviel wir sehen, ausdrücklich bekämpft. Nur für die Endkatastrophe setzt er jähe Umwälzungen unter Gewalt und Blutvergießen voraus, wie denn überhaupt die jüdisch-christliche Eschatologie von Revolutions-Gedanken und -Stimmungen weitgehend beherrscht ist.

Bei dieser Sachlage ist es nicht verwunderlich, daß in der Geschichte das Christentum nicht nur oft unbestreitbar auf Seite geistiger und sozialer Revolutionen gestanden hat, sondern daß in einzelnen Fällen unleugbar auch an politischen Revolutionen, die mit Gewalttat und Blutvergießen verbunden waren, Leute, die mit Ernst nicht nur religiöse Menschen überhaupt, sondern gute Christen sein wollten, beteiligt gewesen sind. (Bauernkriege, Wilhelm von Oranien, Oliver Cromwell, 1848er Bewegung, Burenkrieg.)

4. Kein Einsichtiger wird leugnen können, daß das Christentum in so fern der Revolution im weitesten Sinne des Wortes nahe steht, als es stete innere Erneuerung der Menschen (Bekehrung) fordert und im Geiste seines Stifters und der Reformation für den geistigen, sittlichen, kulturellen und sozialen Fortschritt der Gesamtmenschheit einzutreten und zu kämpfen hat. Fraglich kann nur sein, ob und inwieweit dabei Gewaltanwendung zulässig erscheint. Selbstverständlich wird jeder ernste Christ unüberlegte und zwecklose Ruhestörungen und Straßenkrawalle mit ihren groben Ausschreitungen und Rohheitsdelikten verurteilen. Eine andere Frage ist, was geschehen soll, wenn die öffentlichen Zustände in einem Lande so ungerecht und gottwidrig sind, daß sie gerade den ernsten Christen als unerträglich erscheinen müssen, und wenn kein anderes Mittel als gewaltsame Revolution zur Herstellung besserer, gottgefälligerer Zustände führen zu können scheint. Ist es dann sittlich erlaubt und speziell christlich, unter Umständen auch einmal mit Anwendung äußerer Gewalt dem Gottesrecht gegen Menschenunrecht zum Siege zu verhelfen? Wer den Krieg mit seinem Blutvergießen verteidigt und in gewissen Fällen für „christlich“ hält, der wird konsequenter Weise auch eine gewaltsame Revolution unter Umständen für erlaubt ansehen müssen. Wer aber von einem feineren sittlichen Empfinden aus und im Sinne Jesu Gewaltanwendung und Blutvergießen unter allen Umständen auch als letztes Mittel für unsittlich hält, der wird ebenso wie auf jeden Krieg, so auch auf jede gewaltsame Revolution verzichten müssen. Wer das aber tut, der hat die heilige Verpflichtung, um so ernster an der sittlichen Erziehung der Menschheit und der Herstellung der Gerechtigkeit, wie an der Beseitigung von Unrecht und Unterdrückung auf jede andere Weise mitzuarbeiten.

Johannes Herz

Was die Missionare aus neuester Zeit vom Kongo berichten

8. Oktober

In seiner Schrift über die gegenwärtige Lage im Kongo erklärt Herr E. D. Morel, seit etwa einem Jahre ohne Nach-

richt von Grausamkeiten oder schweren Bedrückungen aus diesem Gebiet zu sein. Vielfach ist diese Aeußerung als ein Anzeichen betrachtet worden, daß endlich im Kongo wirklich erträgliche Zustände zu herrschen beginnen.

Zur Kontrolle habe ich nun die Berichte der evangelischen Missionsgesellschaften, die im Kongo arbeiten, seit Beginn dieses Jahres 1910 durchgangen. Der Leser möge an Hand dieser Zeugnisse selbst urteilen.

Die Kongo-Balolomission (Regions Beyond Missionary Union, London), welche innerhalb der berüchtigten Abir-Gesellschaft und an deren Grenzen steht, erinnert (Reg. Beyond Januar 1910 S. 9) an die zahlreichen Klagen ihrer Missionare, von denen allein während des Jahres 1909 nicht weniger als sieben der britischen Regierung vorgelegt wurden, und erklärt, daß trotz der Uebernahme der Verwaltung des Gebietes durch den Staat die Zwangsarbeit unabsehbar ihren Fortgang habe, und daß der einzige schwache Hoffnungsstrahl einer endlichen Erleichterung in der Aeußerung des Ministers Renkin besteht, man werde später untersuchen, ob man etwa mit den interessierten Parteien zu einer frischen Vereinbarung gelangen könne. Wozu aber dieses schreckliche Hinausschieben eines solchen Abkommens mit der Gesellschaft? Daraus, daß schon Leopold II. dem verstorbenen Sir Alfred Jones das Abirgebiet zum Zweck der Besetzung durch eine Freihandelsgesellschaft anbot, dürfe man doch schließen, daß besondre Schwierigkeiten da nicht vorliegen sollten. Die beabsichtigte Einführung der Silberwährung helfe den Eingebornen so viel als nichts, da sie ihrer ererbten Wälder beraubt sind und ihnen also nichts von verkäuflicher Ware übrig bleibt außer ihrer persönlichen Arbeit, an welche die Regierung unter dem Vorwand von Abgabe sich hält.

In der Tat häufen sich nirgends die Rätsel der Kongowirtschaft mehr, als in diesem Schicksalsbezirk des blutigen Abir. Seit 1906 steht er, in Folge der unsäglichen Schandtaten der Gesellschaftsagenten, unter direkter Staatsverwaltung. Auch diese schrie derart zum Himmel, daß im März 1909 bereits Herr Renkin verkündigen mußte, er verbiete jede Ausbeutung von Kautschuk daselbst. Aber Vandervelde wies dann in der belgischen Kammer nach, daß das ganze Jahre 1909 hindurch die Einfuhr von Abir-Kautschuk nach Antwerpen fortdauerte. Und Anfang 1910 schildern die Kongo-Balolo-Missionare die Lage als unverändert, die Zwangsarbeit in vollem Gange. Kein Wunder, daß, als Missionar Ruskin (Reg. Beyond Januar 1910 S. 4) auf einer Predigtreise nach Boswaka kam, die Leute flohen, weil sie ihn für einen Beamten des Staats hielten, und daß Missionar Welch von Baringa (ebenda S. 115) dieselbe Erfahrung machte. Von der Dezimierung der Leute in Lukolelo in Folge der schrecklichen diesem Dorf auferlegten Taxen berichtet der belgische Missionar Henri Lambosse (Mission. Herald der Baptist Mission Society, London, März 1910, S. 92). Derselben Klage, daß die Reformvorschläge Belgiens ungenügend sind, und daß sich in den bald zwei Jahren der Uebernahme durch diesen Staat die Lage der Eingebornen im größten Teil dieser weiten Länder tatsächlich nicht geändert hat, gibt der letzte Jahresbericht dieser Mission 1909/1910 (The Lamp of life S. 45) Ausdruck.

Aus dem Gebiet des in letzter Zeit so berühmt gewordenen Kasai-Trust ertönt dieselbe Stimme seitens der dort arbeitenden amerikanischen Presbyterianer-Mission südlicher Abteilung (The Missionary, Nashville Tenn., Mai 1910 S. 217 u. f.):

> Der Kongofreistaat wird von Belgien einfach fortgesetzt. Der Mission wurde wiederum eine Landkonzession verweigert, um eine höchst nötige Station zu bauen. Unsre Arbeit leidet an dem Mangel räumlicher Ausdehnung, in offenbarer Verletzung der uns aus dem Berliner Vertrag zustehenden Rechte.

Dies unter dem Regiment des Kolonialministers, der im Bericht über seine Kongoreise emphatisch verkündete, wie er gesehen habe, daß auch die protestantischen Missionare (eux aussi) ihre Kulturaufgabe in verdienstlicher Weise erfüllen. Worte genug in Brüssel: Taten — keine. Die Presbyterianer klagen weiter, daß die Kasai-Gesellschaft alle Grundsätze des natürlichen und sittlichen Rechts verletze und zum Zweck der Kautschukgewinnung alle die bisher gebrauchten Methoden — wir kennen sie leider genugsam! — anwende, weil sie die einzig profitabeln sind.

So verhält es sich in der Tat und Wahrheit mit den Illusionen so mancher Freunde der Schwarzen, als ob die Klagen wegen des auf diesen lastenden Drucks seit einem Jahre verstummt seien. Allerdings: blutige Hände werden wohl schwerlich mehr eingeliefert; man hütet sich vielleicht auch, durch Namen und Mitteilung einzelner Fälle sich neue Prozesse zuzuziehen. Aber im Ganzen bleibt es ungefähr beim Alten, denn nur die „alten Methoden" erhalten das Budget im Gleichgewicht. Und wann wird Belgien dieser armen Bevölkerung endlich einmal Kompensationen gewähren?

Nur wenn der scharfe Stachel der öffentlichen Meinung bei diesem, durch fünfundzwanzig Jahre aus dem Kongo zuströmenden Reichtum verwöhnten Staate ohne Unterlaß einsetzt, wird er — so langsam als immer möglich — sich endlich auf sich selbst besinnen. Und inzwischen?

19. Oktober

Daß übrigens in einigen Gegenden doch ein Anfang zum Bessern gemacht wird, zeigt ein von dem britischen Kongo-Reformverein soeben ausgegebener Bericht des Rev. Clark in Balolo. Während dort noch letztes Jahr das Volk unter der Kautschuk-Sklaverei seufzte und auch später, nach Einführung der Abgabe in Geld, es den Eingeborenen kaum möglich war, dieses Geld durch Verkauf von Wild zu erschwingen, so ist nun seit Ende letzten Jahres eine große Kautschukplantage angefangen worden, wo die Leute Geld verdienen und damit ihre Abgabe zahlen können; ebenso wird ihnen nun der Kautschuk vernünftig, zu 4 Francs für das Kilo, bezahlt, sodaß sie im Stande sind, die Taxe (5 Francs das Jahr) wohl zu geben: eine große Wendung zum Bessern.

Von Upoto meldet Rev. Dodds, daß die Bevölkerung gierig nach Baargeld strebe, und daß sich in der Umgegend die Verhältnisse bessern, unter einem Kommandanten, der keine brutalen Mittel anwende. „Wir hören jedoch, daß auf der andern Seite des Flusses, im Gebiete der Société anonyme Belge das Schreckensregiment immer noch in einigem Umfang besteht."

Das ist der Fluch der Konzessionen, daß man einheitliche durchgreifende Maßregeln zur Abschaffung des Arbeitszwanges scheut!

24. Oktober

In der Tat wird soeben — auch von der Abir-Grenze — berichtet, daß das dort einsetzende System von Staatsplantagen für Kautschuk zu einer massenhaften und zwangsweisen Herumschiebung und Verschickung der Plantagenarbeiter Anlaß gebe, wie auch z. B. Oberst Thys in Belgien sich entschieden gegen dies System aussprach. H Christ-Socin

---

Gerhart Hauptmann

2

Die Komödie „College Crampton" (1892) war das schwächere, humoristische Gegenstück zu den beiden Familiendramen. Sie führte die Konflikte fast parallel mit dem „Friedensfest" und mit vielen glücklichen humoristischen Lichtern auf bis zum hellen Ausblick, den der Eintritt neuer Familienglieder in einen unglücklich lebenden Kreis bringt. Die andre und größere Komödie jener Jahre „Der Biberpelz" (1893) erweiterte den Umkreis und brachte ein humoristisches Gegenstück zu den „Webern". Der Drang zur sozialen Erfassung der Zeit mußte nun noch ausgeschöpft werden durch die Erfassung der im Dunkeln ringenden Volksschichten im humoristischen Bild ihres ganzen kleinen Lebens, in das die höheren Stände so oder so hineinragen. Verschlagen, vorteilsgierig, aber ganz natürlich und unbefangen wieder in ihrer eignen Lebensausdeutung erscheint die Waschfrau Wolffen, erscheint ihr Mann, der sich, ein Gegenstück zu Fontanes Frau Dörr in „Irrungen, Wirrungen", unter sein Seelenheil wahrendem Protest jede kleine Missetat gefallen läßt und den Vorteil gern einsteckt; und die Art, wie sie da

unten dem übereifrigen und mit Klugheit nicht gesegneten Amtsvorsteher ein Schnippchen schlagen und selbst den auf der richtigen Fährte befindlichen Bestohlenen von ihrer Schuldlosigkeit überzeugen, — das ist beste humoristische Lebensdarstellung und entbehrt zugleich nirgends, bei aller zuständlichen Breite, des dramatischen Lebens. Die solange ruhende Ueberlieferung von Kleists „Zerbrochenem Krug" her wird hier fortgesetzt, und auf den Bahnen des Märkers führt der Schlesier märkische Menschen aus der Umgebung Berlins ein, ganz mit dem echten Drum und Dran dieser Vorortszustände, die sich von denen rein ländlicher Bezirke ja mannigfach unterscheiden.

Aber auch hiermit war Gerhart Hauptmanns Kraft und Sehnsucht nicht erschöpft, die große soziale Mitleidstendenz zu erfassen. Die „Weber" hatten mit einem vernehmlichen Siege der Aufständischen geschlossen, und während die Soldaten in der Ferne abzogen, hauchte, von einer verirrten Kugel getroffen, der Einzige sein Leben aus, der am Kampfe, seines ihm zugeordneten Platzes gewiß, nicht hatte teilnehmen wollen. Es galt nun, die Siegesverheißung weiterzuführen, auch da, wo sie weder der Gewalt, wie in den „Webern", noch der Verschlagenheit, wie im „Biberpelz", zu teil werden mochte, und den Sieg dessen, der hier gedrückt lebte, in die Ewigkeit zu verlegen. Das geschah in „Hanneles Himmelfahrt" (1893). Das mißhandelte, gehetzte Stiefkind, das den Tod im winterlichen Teiche sucht, geht zum Himmel ein; sie liegt im Armenhause, und mitten in der ganz naturalistisch gezeichneten Umgebung dieses furchtbaren Ortes erscheinen ihr Engel, die ein erstes Grüßen von drüben getragen bringen, erscheint die tote Mutter, erscheint der Heiland selbst. Der Schreck, den das Erscheinen des furchtbaren Stiefvaters hervorruft, wird von sanften Händen weggestreichelt, und wir ahnen eine Versöhnung dort, wo keine Menschenrede mehr ertönt. Mit einer Steigerungskraft, die man selbst in diesem Zusammenhang realistisch nennen muß, baut sich Hanneles Traumleben auf, von den ersten leisen Erscheinungen bis zur völligen Verklärung. Wirklichkeit und Traum gehn ineinander, wie Wirklichkeit und Traum eben über flüssige Grenzen sich die Hände reichen.

Wie das soziale Problem überhaupt, so ließ im besondren das der „Weber" Gerhart Hauptmann nicht wieder los. In der Geschichte weiter zurückschreitend, empfand er in der Erhebung des Bauernkrieges ganz verwandte Leidenschaften und ganz verwandte Zustände. Wenn er Flugblätter las, wie sie ums Jahr 1525 durch Süddeutschland flogen, so mußte er in den unbeholfenen Lauten eines furchtbaren Jammers die starke, durch historische Klüfte nicht geschiedne Gemeinsamkeit aus der Tiefe schreiender Not empfinden. Und so wohl ist ihm der Plan zum „Florian Geyer" (1896) geworden. Aber ob nun lediglich das Wort auch für Hauptmann Geltung haben sollte, daß du in demselben Flusse nicht zum zweiten Mal schwimmst, ob ihm die Gestalten jener ferneren Vorzeit nicht gleich lebendig werden mochten — jedenfalls ist der „Florian Geyer" nicht so zum runden Kunstwerk emporgewachsen, wie die letzten Schöpfungen vor ihm, und zum erstenmal erschien das Gewollte nicht gelungen. Schon der Titel des Stücks deutet das an; denn er steht in keinem rechten Verhältnis zu seinem Inhalt. Der Bauernkrieg wird da gegeben, die Ritter auf der einen, die Bauern auf der andern Seite. Und Florian Geyer kommt, gewiß im Anschluß an die historische Ueberlieferung, aber doch zum Schaden des Dramas, fast nirgends dazu, sich vor uns auszuleben. Das Ganze schwankt zwischen Massendrama und Heldendrama, wirft uns hin und her, reißt uns aber nicht in einheitlichem Schwunge mit. Prachtvolle Szenen dazwischen, aus denen es wie blutige Schwerter schimmert, echter geschichtlicher Sprachklang, und doch im ganzen kein dramatisches Ganzes. Wir möchten einmal die gemeinsame Not, die diese von Geyer geführten Bauern treibt, emporbrüllen hören und handeln sehn — es bleibt aber viel zu oft nur beim Reflex.

Vielleicht liegt das aber daran, daß Gerhart Hauptmann, sich selbst wohl unbewußt, schon andre Wege eingeschlagen hatte. Auf ihnen zeigt ihn das Drama, das am Ende dieses selben Jahres 1896 erschien: „Die versunkene Glocke." Sie bedeutete einen Umschwung. Nicht deshalb, weil hier Märchenmotive, Transszendentales dargestellt ward — das war auch im „Hannele" schon der Fall —, sondern weil hier das soziale Mitleidsmotiv Hauptmanns sich wandelt zum individuellen. Es ist dies deutsche Märchendrama ein rechtes Uebergangsstück, für das wir mannigfache literarhistorische Parallellen finden können (ich erinnere nur an den „Don Carlos"), redselig, oft zu breit, nicht ohne Längen im Einzelnen, manchmal fern der sichern Gegenständlichkeit im Realen, die selbst „Hanneles" Traumszenen durchdrang. Aber es führt doch weiter; es zeigt einmal lyrische Gaben Gerhart Hauptmanns in größerer Verinnerlichung als bisher und stellt dann das Mitleiden mit dem Einzelnen zum erstenmal nachdrücklich in die Mitte des dramatischen Bildes. Indem es den Glockengießer Heinrich ganz anders aus der Wirklichkeit heraushebt als das träumende Hannele, stellt es die Märchenwelt objektiv um den Menschen herum, die aus Hanneles Fieberträumen noch subjektiv gestaltet ward, und zeigt den Menschen ganz abgezogen von seinen sozialen Bedingungen im einsamen Kampf mit sich und seiner Sehnsucht.

> Ich bin der Sonne ausgesetztes Kind,
> Das heim verlangt —

sagt dieser Heinrich; und ganz versinnbildlicht erscheint das neue Motiv in den Worten, die der Nickelmann, aus dem Brunnen emporgestiegen, spricht, da ein Tropfen aus Rautendeleins Augen auf dem Stein liegt:

> Ein schöner Diamant.
> Blickt man hinein, so funkelt alle Pein
> Und alles Glück der Welt aus diesem Stein.
> Man nennt ihn Träne.

Nur ganz von fern noch und, bezeichnend genug, in den Formen eines unklaren Baus lugt das Soziale in dies Märchendrama, das Gerhart Hauptmann heimisch zeigt in den Sagenschluchten seiner Heimatberge, unter dem Szepter Rübezahls. Wie er in seinem ersten sozialen Drama ganz in der Heimat geblieben war, in seiner ersten Komödie und im „Hannele" Heimatmotive gestaltet hatte, so bleibt er auch jetzt, auf dem neuen Weg einer neuen Entwicklung, zunächst ganz in den altvertrauten Gefilden und sucht sie naturalistisch, märchenhaft, humoristisch darzustellen. Der „Fuhrmann Henschel" (1898) bedeutete eine Rückkehr zu dem Stoff einer frühen Novelle „Bahnwärter Thiel" (1887). „Es war, als trüge er etwas in sich, wodurch er alles Böse, was sie ihm tat, reichlich mit Gutem aufgewogen erhielt" — diese knappe Charakteristik jenes Thiel, eines grundgutmütigen, ungeschlachten Mannes, trifft auch auf Henschel zu. Nur daß jener das Weib mordet, das sein Leben vergiftet und das Kind seiner ersten Ehe mißhandelt hat, während Henschel — und das zeigt Hauptmann um so viel reifer und innerlicher geworden — seinem ganzen Charakter treu, schweigend aus der Welt geht, da seine zweite Heirat ihm Schande gebracht hat, diese Heirat wider das Versprechen gegen die erste Frau. Er sühnt die eigne Schuld. Und nur er und nicht seine sozialen Verhältnisse sind der Gegenstand dieses sehr geschlossnen, knappen, freilich etwas engen Stücks.

Wieder sehn wir in Hauptmann den alten Drang, alle künstlerischen und menschlichen Möglichkeiten seines Problems zu zu erschöpfen. Hieß es früher, Menschen untereinander durch alle Verflechtungen ihres Lebens von der Familie und tragischem Kampf der Klassen bis zum lustspielhaften Kampf der List zu verfolgen, so gilt es ihm nun, den armen Einzelnen in seinem Kampf um Leben und Tod darzustellen. Mehr oder minder sind all diese Gestalten nun „der Sonne ausgesetzte Kinder", nicht mehr sozial bedingt, sondern, bei aller Echtheit inmitten des Lebens, voll individueller Konflikte. „Schluck und Jau" (1900) steht zum „Henschel" wie der „Biberpelz" zu den „Webern" — in humoristischer Ausdeutung der verirrte Eine unter den Vielen. Denn das erscheint in diesem ungefügen und viel zu breiten, an Humor armen „Spiel zu Scherz und Schimpf" als das einzig Bedeutsame für Gerhart Hauptmanns Entwicklung, daß er den von Shakespeare überkommenen burlesken Zwischenspiel-Gedanken ausgestaltete zu einem ganzen Drama um der beiden armen Kerle Schluck und Jau willen. Einer der vielen Sprecher dieses Stücks bringt das heraus, indem er sagt:

Da wir den Dingen, die uns hier umgeben,
Nicht näher stehn als eben Träumen und
Nicht näher also wie der Fremdling Jau —
So rettet er aus unserm Trödlerhimmel
Viel weniger nicht als wir in sein Bereich
Der Niedrigkeit.

Es kommt nicht mehr auf die gesellschaftlichen Gegensätze an, sondern auf das Empfinden des Einzelnen, ob er nun zufällig Landstreicher oder Fürst sei. Die Traumhaftigkeit alles Lebens schlägt durch und gibt sich tragikomisch insbesondre in der am besten gelungenen Gestalt des Stücks, in Schluck, der, zu jedem Spaß bereit, immer gleich im Schauspiel die Wirklichkeit hat, ein guter Kerl wie Henschel und in seiner Erniedrigung nie ohne das Gefühl einer leisen, unverlierbaren seelischen Würde.

Tod und Leben — darum geht es nun, Tod und Leben nicht für irgend eine große Sache, wie in den „Webern", oder weil ein falscher Drang die Liebe an die soziale Theorie verkauft hat, wie in „Vor Sonnenaufgang", sondern Tod und Leben schlechthin als die Probleme, die Jeder mit sich auszumachen hat, sind die Angelpunkte in dieser neuen Dramenreihe Gerhart Hauptmanns, seit der Glockengießer Heinrich sich selbst den Tod trank in den geheimnisvollen Bechern der alten Waldprophetin. Am reinsten klingt das durch in dem Meisterstück, das nun das Ringen der letzten Jahre krönte, im „Michael Kramer" (1900); äußerlich verwandt dem „Collegen Crampton", wie dieser in den kunstbeflissenen Kreisen einer schlesischen Großstadt lokalisiert, gibt „Michael Kramer", über die ihm vorhergehenden Dramen hinaus, die volle Wandlung des Ringens um Tod und Leben ins Transszendentale. Vielleicht das geistig Reifste, was Gerhart Hauptmann geschaffen hat, steigert sich dies Trauerspiel bis zur großen Auseinandersetzung eines einsamen Menschen mit Gott und mit dem Leid in der eignen Brust. Da mahnt der alte Michael Kramer, der in tiefem Ringen langsam ein Leben lang an einem Bilde des Heilands malt, seinen Sohn, mahnt ihn, in die Wahrheit zurückzukehren aus dem Leben der Lüge, das er führt. „Oder meinst du vielleicht, Gott entzieht sich dir, weil du kurzsichtig bist und nicht gerade gewachsen? Du kannst so viel Schönheit in dir haben, daß die Gecken um dich wie Bettler sind." „Leid, Leid, Leid, Leid! Schmecken Sie, was in dem Worte liegt? — Sehn Sie, das ist mit den Worten so: sie werden auch nur zu Zeiten lebendig, im Alltagsleben bleiben sie tot." Deutlich klingt uns durch diese Worte Michael Kramers das alte Motiv der „Versunkenen Glocke" empor. Und vor der Leiche des Sohnes, der sich (das alte Motiv der „Einsamen Menschen" und des „Hannele", auch des „Henschel") ertränkt hat, läutert sich Kramers Lebensgefühl ganz: „Der Tod ist die mildeste Form des Lebens, der ewigen Liebe Meisterstück." Wie hier dem alten Künstler im Anblick dieses Toten, der sich ihm entfremdet hatte, Alles verschwindet, Unterschiede der Gesellschaft und Begabung, aller Dinge des irdischen Lebens — das zeigt deutlich, wo der Dichter stand, der dies schuf.

Noch einmal wird das so errungene innere Wissen erwiesen am „Roten Hahn" (1901), wieder einer Komödie, noch dazu einer Fortführung des Stoffes aus dem „Biberpelz". Und doch, wie anders. War jenes Stück die humoristische Auffassung des die „Weber" tragisch durchziehenden Motivs, so haben wir hier die komödienhafte Abwandlung des Konflikts aus „Michael Kramer". Die sozialen Gegensätze des „Biberpelzes" treten kaum mehr heraus, das Völkchen lebt mehr schlecht als recht untereinander, aber die alte Wolffen gibt dem unsaubern Emporklimmen die letzte Begründung, da auch sie Todesahnung über alle Gegensätze hinausführt. Wozu das Kämpfen und Zanken, wenn wir doch einmal Alle gleich sind — das ist der Grundton, und auch ihr und ihrer Umgebung erscheint schließlich der Tod als die mildeste Form des Lebens nach dem immer in kleinlichen Stößen hin und her gerüttelten irdischen Dasein. „Nun schweigt sie sich aus" — so knapp wird hier der Friede gezeichnet, den auch diese Seele endlich in andern Breiten gewinnt.

Sehr viel mehr Zustandsschilderung als dramatisches Leben stak in dieser Komödie und steckt auch in dem „Armen Heinrich" (1902), wo Hauptmann, alter Neigung treu, sein Problem historisch zu vertiefen strebte, im Anranken an das alte Epos Hartmanns von der Aue. Wie der eben noch glänzende und nun aussätzige Heinrich über den egoistischen Drang zu körperlicher Gesundung sich hinweg läutert zu einer hohen Liebe, die für sich kein Opfer will, ist der eigentliche Grundgedanke des Stücks. Ottegebe will für ihn den Tod leiden, und ihm ist in der Stunde der Entscheidung Leben und Tod gleich, da er erkennt, was sie für ihn tun will und was er nicht tun lassen darf. Wieder, wie schon einmal, erblicken wir freilich von dem Stärksten, was des Dramas Kreis umschließt, nur den Reflex; wir sehn Heinrich in der Entscheidungsstunde nicht handeln, sondern wir hören nur von ihm, wie er gehandelt hat; und so ist der „Arme Heinrich" um seiner lyrischen Reize willen am meisten unter Hauptmanns Dramen das, was man ein Lesedrama nennt, er ruft nicht so stark nach der Bühne wie so viele andre, wie vor allem auch das nächste, „Rose Berndt" (1903). Mannigfach sind hier die Fäden, die zum „Fuhrmann Henschel" zurückführen, zu dem „Rose" in bestimmtem Sinn ein weibliches Gegenstück ist. Schuldlos, halb schuldig, wird sie zur Kindesmörderin, wie er zum Selbstmörder und Thiel zum Mörder. Nicht die soziale Stellung, sondern ihre einsame Hilflosigkeit, vor allem ihre Mutterlosigkeit, die ja bei „Hannele" schon vorklingt, ihr Bedürfnis nach Wärme und Anschmiegung reißen Rose in die Gewalt des Stromes, der sie dann bis zum Verbrechen weiterträgt. Und immer seinem Gesetze getreu, führte nun Gerhart Hauptmann, was ihn leidenschaftlich beschäftigte, noch einmal märchenhaft ganz in fremde Welten hinauf in dem Glashüttenmärchen „Und Pippa tanzt" (1906). Mit dem intimen Realismus des „Hannele" wächst hier zunächst ein wirkliches, derbes Erlebnis auf und wächst weiter ins wirkliche Märchen hinein — was die „Versunkene Glocke" begonnen hatte, vollendete „Pippa". Es wird gerungen um Tod und Leben, und sie Alle stehn gegeneinander, der derbe Erdenfreund, der einen sinnlichen Phantasiereiz braucht, der zentaurenhafte alte Riese, der in der Elfengestalt Pippas ein von ihm abgestoßnes und doch verwandtes Leben spürt, der wandernde Handwerksbursche mit der Dichterhabe, der in ihr seine Träume Leben werden sieht — und sie dazwischen, zerbrechlich wie das edelste Glasgefäß, das Venedigs Meisterkunst hervorgebracht hat. Sie tanzt für sie Alle, tanzt doch für Jeden anders, weil Jeder sie mit andern Augen sieht; und wie der Nachtwandler im Todessturz vom Dach fällt, wenn man ihn anruft, so zerbricht ihr Leben mit dem Glase in der Hand des alten Waldriesen. Den blindgewordnen Dichter, der sich jetzt sehend glaubt, führt ein Stummer hinaus in den Schnee des Gebirges auf die Wanderschaft in das Wunderland der Lagunen (man denkt an ein schönes Hebbelsches Gedicht). Und zurück bleibt der alte Wann, Michael Kramer ins Mystische emporgehoben, der dem irdischen Direktor auf dessen Worte „Ich brauche immer den äußeren Reiz" die Antwort gibt: „Nun, was die Wollust der großen Ehrfurcht in Schwingungen hält, das, denk ich, ist auch einer."

Die „Pippa" bedeutet den Abschluß dieser neuen Hauptmannschen Entwicklung. Was er seitdem gegeben hat, läßt manch altes Motiv noch einmal schauen, hat ihn aber nicht weiter geführt. Das harmlose Lustspiel „Die Jungfern vom Bischofsberg" (1907) bringt nur am Schluß ein wenig feine, zarte, verschwebende Stimmung, „Kaiser Karls Geisel" (1908) ist wieder ein Drama, das mehr von Reflexen als von Handlung lebt, und in dem wir zum ersten Mal bei Gerhart Hauptmann etwas wie eine Einwirkung ungesunder Zeitströmungen erblicken, ohne daß sie doch dichterisch durchdrungen und mit dem Leben in neue Beziehung gesetzt wären. „Griselda" (1908) endlich nimmt das Magdmotiv des „Armen Heinrichs" in komödienhafter Verwendung noch einmal auf, ein glückliches, heiteres, oft glücklich derbes Lustspiel.

Nicht in geraden Linien ist Gerhart Hauptmanns Entwicklung gewachsen, nicht in geraden Linien scheint sie weiterzugehn; wir finden vielmehr einen spiralförmigen Verlauf, der uns oft den Dichter an die alte Stelle zurückzubringen scheint, bei dem aber doch der Endpunkt beständig steigt: wir sahen es in dem Vorwärtsgehn von „Vor Sonnenaufgang" bis zu den „Webern", dem „Biberpelz", „Hannele", sahn es dann wieder

von der „Versunkenen Glocke“ bis zu „Und Pippa tanzt“. Leidenschaftlich hat er immer wieder um einmal ergriffene Welten gerungen: von den „Einsamen Menschen“ geht ein deutlicher Strang zur „Versunkenen Glocke“, vom „Biberpelz“ zum „Roten Hahn“, von der „Versunkenen Glocke“ zur „Pippa“, von „Crampton“ zu „Kramer“, auch wohl vom „Hannele“ zum Glashüttenmärchen, vom „Bahnwärter Thiel“ über „Fuhrmann Henschel“ zu „Rose Berndt“, vom „Armen Heinrich“ zu „Griselda“, von den „Webern“ zum „Florian Geyer“ und nun vielleicht zu den „Wiedertäufern“. Leidenschaftliche Menschenbeobachtung bleibt diesem dramatischen Ringen immer treu und treu die unerreichte Intimität der Darstellung, die schon im ersten Drama begann und sich in unzähligen Szenen und Charakteren seitdem wiederholte, sich auch, wie etwa im „Armen Heinrich“, auf die umgebende Natur auszudehnen weiß. Viele Anregungen hat Gerhart Hauptmann empfangen, einige Namen sind schon genannt, einige andre seien nicht verschwiegen: Björnson, Zola, Tolstoi, Strindberg, Heine, in der fragmentarischen „Elga“ (1905) Grillparzer. Aber wenn wir vielleicht „Schluck und Jau“ ausnehmen, so finden wir immer wieder, daß er in den Anregungen nicht stecken blieb, sondern sie durchaus zu Eignem verarbeitete. Denn er war und ist doch durchaus verwurzelt mit dem Boden seiner Heimat und hat diese Wurzeln nie verloren. Kein Heimatpoet im engen Sinn, ist er doch immer wieder nach Schlesien zurückgekehrt, hat sich dann aber, recht verstanden, über die Heimat so erhoben, wie unser größter Erzähler Wilhelm Raabe mit allen Wurzeln in seinem niedersächsischen Bezirk steckt und doch ein großer, gemeindeutscher Dichter geworden ist, wie unser größter Lyriker Detlev von Liliencron ganz Schleswig-Holsteiner und doch weit deutsch wurde. Hauptmanns geistiger Horizont hat sich geweitet, ist von dem engern Umkreis sozialer Anschauung gewachsen bis zur Fernsicht auf große, ewige, menschliche Probleme. Er bezwang sie einstweilen immer wieder dramatisch — und dennoch meine ich (und ja nicht ich allein), daß ihm vielleicht neben der dramatischen eine große epische Begabung eignet. Ich schließe sie nicht zuerst aus den novellistischen Skizzen und dem reichen, hymnisch gesteigerten Buch „Griechischer Frühling“ (1908), sondern aus der halb unbewußten innern Notwendigkeit, die ihn in seinen Dramen immer wieder epische Schilderungen von großer Intimität geben ließ. Die oft bespöttelten szenischen Angaben in „Vor Sonnenaufgang“, dem „Friedensfest“ und weiter in spätern Dramen, etwa noch in „Rose Berndt“, zeigen neben dem dramatischen einen epischen Zug, der sich vielleicht noch einmal zu großer Gestaltung durchringt. Der Achtundvierzigjährige hat ein großes Lebenswerk aufgebaut, und gerade der Gang seiner Entwicklung läßt uns hoffen, daß es noch längst nicht sein volles Lebenswerk sei. Nur muß die Zeit selbst ihm die Ruhe zum Reifen gewähren, die jeder schaffende Genius braucht. Hauptmann will und soll sich nicht an sie verlieren, und Florian Geyers Wort „Dank bei den Deutschen ist nit zu erjagen“, soll für Gerhart Hauptmann keine Bedeutung gewinnen. Der Dank aber liege nicht nur in der Liebe zum Geschaffnen, sondern auch in dem stillen Vertrauen, mit dem wir das erwarten, was er uns noch in einem, wie wir hoffen, reichen und neuen Schaffen zu sagen hat.

Heinrich Spiero

Verschiedenes

Gerhart Hauptmann. Von Emil Sulger-Gebing. Leipzig, Teubner. 1,25 Mk.

Nach dem Abschluß meiner vorstehenden Arbeit über Gerhart Hauptmann geht mir das Büchlein von Sulger-Gebing zu. Es bietet eine kluge und umfassende Charakteristik des Dichters. Ich weiche in vielen Einzelheiten, so beim „Kramer“ und der „Pippa“ von dem Verfasser ab, stehe aber nicht an, seine liebevolle Arbeit, die volkstümlich gehalten ist, warm zu empfehlen. Heinrich Spiero

Ausgewählte Briefe. Von Detlev von Liliencron. Mit Bildern und Faksimiles. Berlin, Schuster und Löffler 1910. Zwei Bände. 299 und 347 S. Gebunden 12 Mk.

Als ich vor einigen Jahren Liliencron in Alt-Rahlstadt verlassen hatte, überkam mich seltsam das Gefühl, wie mich dereinst die Kunde von seinem Tode mit schmerzlicher Erinnerung an die mit ihm verlebten Stunden erfüllen würde. Nicht als ob der fast Sechzigjährige Gedanken an das Sterben nahe gelegt hätte; sondern im Gegenteil, weil seine Lebenskraft und -lust unverwüstlich schienen. Und als ich mich bei der Lesung seiner Briefe dem Ende näherte, ergriff mich wieder dies Gefühl schmerzlichen Gegensatzes mit erneuter Kraft. So ganz unmittelbare, lebensprühende Zeugnisse starker Eindrücke sind diese Briefe, daß man sie liest, als ob ihr Schreiber lebte. Keine großen Gedanken, keine stilistischen Wunder — in diesem Sinne gehört Liliencron nicht zu den großen Briefschreibern —; aber persönlich, ohne Pose, Aeußerungen eines Dichters, der gar nichts Literarisches über das Menschliche zog. Also fesseln sie und vertiefen sie das Bild des Mannes, dem einer trauernd nachrief: „Du warst ein Kind, ein Herr und ein Held!“ Gerhard Heine

Wilhelm von Humboldts Briefe an eine Freundin. Zum ersten Male nach den Originalen herausgegeben von Albert Leitzmann. Zwei Bände. Leipzig, Inselverlag 1909. 425 S. und 426 S. Zusammen 6 Mk., gebunden 8, auch 10.

Als Wilhelm von Humboldts berühmte „Briefe an eine Freundin“ 1847 bald nach dem Tode der Adressatin erstmalig bei Brockhaus in Leipzig erschienen, da fanden sie allseitig das größte Interesse, bei Publikum und Presse. So z. B. feierte sie Vilmar voll Begeisterung als „eine der bedeutendsten literarischen Erscheinungen der neuesten Zeit.“ Seitdem ist das Werk nicht nur in einem Dutzend Auflagen der Originalausgabe in alle Welt hinausgegangen, auch Reclam, Meyer, Hendel haben es in vielen tausend Exemplaren verbreitet. So ist es mit seinen weltweisen Reflexionen und Betrachtungen zu einer Art weltlicher Bibel geworden, mochte auch mancher moderne Leser mitten in der Lektüre stecken bleiben, weil sein Gegenwartsinteresse die schwere gewürzlose Kost nicht vertrug. Jetzt hat — nach mehr als 60 Jahren — dieses bisher nur nahrhafte Gericht auch seine Würze noch gefunden. Ein gütiger Zufall hat die verloren geglaubten Originalbriefe erhalten und schenkt uns die Möglichkeit, die der Oeffentlichkeit vorenthaltenen Momente mehr konkreter, mehr zufälliger Art dem Werke zurückzugeben. Was die Freundin Humboldts, die den Druck selber noch vorbereitet hat, zu ihren Streichungen veranlaßte, war natürlich in erster Linie das Bestreben, durch Tilgung des ihr unwesentlich Erscheinenden das Bedeutende der Humboldtschen Lebensphilosophie noch stärker hervorzukehren. Daß sie damit der wissenschaftlichen Forschung einer künftigen Generation sehr stark den Weg verbaute, mag ihr wenig Skrupel verursacht haben. Mehr auffallen muß uns schon, daß sie nicht davor zurückgeschreckt ist, im Texte selber kleine, aber nichtsdestoweniger höchst bedeutungsvolle Retouchen anzubringen. Nicht mit Unrecht erhebt man den Vorwurf, daß sie auf diese Weise Humboldts wahre Meinungen in wesentlichen Punkten „verhüllt und geradezu verfälscht“ habe. Freilich wird man einwenden müssen, daß sie auch hier nicht nur im Interesse, sondern wohl auch im Sinne ihres großen Freundes zu handeln glaubte. Die Wissenschaft aber — und nicht nur diese — wird dem Zufall dankbar sein, der ihr die Möglichkeit verschafft hat, des geistvollen Briefschreibers wahre Meinung zu erkennen. Zinkernagel

Kleine Mitteilungen. Man schreibt uns: Wie die Braunschweigische Landeszeitung mitteilt, wurde bei der letzten Prüfung, die die theologische Prüfungskommission in Wolfenbüttel abgehalten hat, den Kandidaten eröffnet, sie seien diesmal, wie es bisher ja üblich gewesen sei, zu der Prüfung im Frack erschienen; bei der sogenannten Zweiten theologischen Prüfung würden sie sich im sogenannten „deutschen“ Rocke einzufinden haben, wie ihn die katholischen Kapläne tragen. Wir wollen nicht, wie das Braunschweigische Blatt, die Frage erörtern, welche Kopfbedeckung sinngemäß und stilgemäß zu dieser Tracht gehört — offenbar nicht der Zylinder. Aber Eins muß gesagt werden: das heiße Bemühen der Ernstesten in unserer Kirche geht dahin, daß sie wieder volkstümlicher werde, und Nichts ist geeigneter, die Pastoren als Pfaffen weiten Kreisen zu verleiden, als der gesucht geistliche äußere Habitus. Wir alle kennen Pastorentypen im weißen Haar, die schön und ehrwürdig sind; da wird das Alter jedermann auch über etwaige Seltsamkeiten des Aeußeren hinwegsehen lassen. Aber unsere Kandidaten der Theologie, die Gott sei Dank dem Vaterland mit der Waffe dienen dürfen? In den drei Braunschweigischen Wahlkreisen wurden bei den letzten Reichstagswahlen über 30000 sozialdemokratische Stimmen abgegeben; gewiß darf man nicht ohne weiteres sagen: so viele Tausende sind der Kirche entfremdet. Aber Tausende sind ihr auch in Braunschweig entfremdet, und war denn unter den Verantwortlichen Niemand, der die Erkenntnis durchsetzte, daß die Kirche Ernsteres zu tun hat als solche Kleiderordnungen zu erlassen?

Die verschiedenen Jahrbücher für das christliche Haus (Christoterpe usw.) sind an sich eine erfreuliche Erscheinung. Soweit sie aber in kirchenpolitische Kämpfe eingreifen und nicht von vorn herein ihren Standpunkt jedem Leser kenntlich machen, muß dieser Standpunkt von Anderen gekennzeichnet werden. So bringt das im Verlag des Rauhen Hauses und im zweiten Jahrgang erschienene Jahrbuch von P. Blau „Am Wegsaum“ neben manchem gewiß Trefflichen eine Art Jahresrundschau „Gräben und Brücken“ von Ulrich von Hassell, wo völlig verständnislos nach Parteischema die theologischen Erörterungen in der Brüdergemeine, die Besetzung der Heidelberger Professuren, Bezzels Hirtenbrief, die Verhandlungen des Stuttgarter Kongresses für Innere Mission usw. besprochen werden. Wo bei Taufe und Konfirmation das Apostolikum fakultativ ist, werden diese Handlungen „ihres christlichen Charakters entkleidet“. — Jahrbuch für das christliche Haus!

In Blotzheim, Oberelsaß, ist wieder einer der abscheulichen Friedhofsfälle vorgekommen. Die Leiche hatte den Anspruch auf ein

Reihengrab; der katholische Pfarrer verwies sie in die „Ecke für Selbstmörder und Protestanten“! Um Widerwärtigkeiten im Orte zu vermeiden, sorgten die Angehörigen für ein Grab auf dem evangelischen Friedhofe in St. Ludwig. — Erstens sollten die einsichtigeren Katholiken in Deutschland dafür sorgen, daß diese Fälle verschwinden. Zweitens sollte, wenn da nichts zu erhoffen ist, der Staat seine Schuldigkeit tun. Das Buch von Goes: Die Friedhofsfrage (Gießen, Töpelmann 1905) mit seiner Fortsetzung: Frieden für den Friedhof! (Stuttgart, Belser 1909) sei als umfassendste Behandlung der Sache immer wieder empfohlen. R

Quittung

Für die Herrnhuter Mission: 90 Mk. von Sch, Gandersheim; je 50 von W H, Marburg; P D, Halle; 41 durch J, Ulm; 34 von der Gemeinde Roßdorf; 30 von M S in S; je 20 von H W, Jena; H D B, Ftm. S; T, Schmolz; F, Freiburg; R, Wuga; je 10 von W L, Aachen; aus der Gemeinde Aachen; M, Dapfen; S, Sagan (Sammlung der Konfirmanden); Th G, Plauen; W B, Hall; je 5 von B, Langensteinach; R R, Nördlingen; S in H; H, Ludwigsburg; G, Altenburg; M in L; R L, Dröbel; B, Sablon; H T Frankfurt a. M.; H, Radevormwald; D, Oberrod; C R, Lübeck; K, Mettmann; G Z, Völlinghausen; je 3 von R, Braunsberg; Sch, Manchengut; T, Opperhausen; G P, Werdohl; St, Deutsche Krone; 2 von H, Donnstetten; 1,50 von H, Neumünster.

Für die Mission in Ostasien (AEPMV): 100 Mk. in der Gemeinde Sagan gesammelt; je 20 von H St, Marburg; A W, Marburg; Th M, Roigheim; je 10 durch K, Andreasberg; St, Deutsche Krone; W B, Hall; 5,50 von R, je 5 von E B, Düren; S, Sagan; G Z, Völlinghausen; 4 von W B, Hall; 3 von H, Donnstetten; 2,50 von H, Neumünster; 2 von einer Magd durch G, Langenbeutingen.

Für das notwendige Liebeswerk: je 10 Mk. von S, Marburg; R, Hottenstein; je 3 von S St, Karlsruhe; W E Sch, Herrnhut; E B, Düren; Pfarramt Onstmettingen; je 2 von A, Fürstenau; v Oe, Freiburg; R, Steglitz; B, Hamburg; v S, Berlin; je 1 von H, Stralsund; A M, Ohrdruf; H W, Marburg.

Für die belgische Missionskirche: 10 Mk. von Sch, Gandersheim; 5 von D, Oberrod.

Für die Evangelischen in Oesterreich: 20 Mk. von Sch, Ludwigslust.

Für die Anti-Borromäus-Spende: 20 Mk. von M S in S; 4 von F B, Marburg; 3 von P, Pankow.

Für Innere Mission: 10 Mk. durch K, St, Andreasberg.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöser Diskussionsabend. Donnerstag 17. November 8 Uhr Kriegsakademie, Dorotheenstraße 58/59: Das Urchristentum als Volksreligion und als Völkerreligion. Professor D. Deißmann.

Chemnitz. Freitag 11. November 8 Uhr Deutscher Kaiser: Gründet sich unser Glaube noch auf Tatsachen der Vergangenheit? Pastor Hoffmann.

Gießen. Mittwoch 9. November 8 Uhr pünktlich im Hotel Schütz, Bahnhofstraße: Vorsehung und Entwicklung mit Bezug auf das Weltganze. Geheimrat Siebeck.

Halle a. S. (Vereinigung Halle-Stadt.) Freitag 11. November 8¼ Uhr im Evangelischen Vereinshaus Kl. Klausstraße: Die Gemeinschaftsbewegung. Prof. D. Drews.

Magdeburg. Mittwoch 30. November 3½ Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1 Die moderne Kultur und die christliche Hoffnung. Pf. Habermann.

Marienburg, Westpr. (Ev.-wissensch. Vereinigung) Montag 14. November 5¼ Uhr in der Aula des Gymnasiums: Die Begründung der Sittlichkeit in der Lehre Jesu. Pfarrer Lau-Krangen.

Nordhausen. Mittwoch 7. Dezember 3 Uhr in der Hoffnung: Jesus als Künstler. Pastor Gewalt.

Preußische Kirchenzeitung
Verlag von Arthur Glaue
Berlin

Nr. 44. Die Jahrhundertfeier der Universität Berlin — Reaktionäres und Modernes in der Orthodoxie — Der dritte deutsche Kolonialkongreß — Aus Preußen: Religionsunterricht und Kirche; Die mittlere Linie — Mission und Auslandsdiaspora: Choralbuch für deutsche Auslandsgemeinden — Mancherlei

---

Heute zum Sonntag schenkte uns Gott ein **zweites Mädchen**

Annemarie.

Lic. Gerhard Reichel und Frau **Margarete** geb. **Müller**

Gnadenfeld, den 23. Okt. 1910

In einem vornehmen evangelischen christlichen Hause in **Frankfurt a. M.**, bei einem älteren Ehepaar mit 20jähriger Tochter wird per Mitte November oder Anfang Dezember eine im Hauswesen und in der Küche durchaus erfahrene Persönlichkeit als **Hausdame** gesucht. Näheres durch Stadtpfarrer **Umfrid-Stuttgart.**

Berliner Weltkongreß

Fünfter Weltkongreß Protokoll. 2 Bände, zusammen 7,50 Mk. Der 1. Band ist erschienen!

Sonderausgaben:

Baumgarten Die religiöse Erziehung in Deutschland. Preis 40 Pfennige.

Dorner Theologie und Philosophie im 19. Jahrhundert. Preis 1 Mark.

Foerster Die Verfassung der evangelischen Kirche in Deutschland. Preis 50 Pfennige.

Gunkel Die Religionsgeschichte und die alttestamentliche Wissenschaft. Preis 50 Pfennige.

Niebergall Die Predigtkunst in Deutschland. Preis 40 Pfennige.

Schmidt Die weltgeschichtliche Mission des Protestantismus. Preis 60 Pfennige.

Titius Recht und Schranken des Evolutionismus in der Ethik. Preis 75 Pfennige.

Weinel Theologiestudium und Kirche. Preis 40 Pfennige.

Wobbermin Aufgabe und Bedeutung der Religionspsychologie. Preis 60 Pfennige.

Lhotzky Gott und die Religionen. Preis 50 Pfennige.

Schrempf Was unsereiner will — ein Bekenntnis kein Programm. Preis 50 Pfennige.

Schieler Der kirchliche Liberalismus und die Freien religiösen Gemeinden. Preis 40 Pfennige.

Cohen Die Bedeutung des Judentums für den religiösen Fortschritt der Menschheit. Preis 60 Pfennige.

Bornhausen und Jaeger Die Religion Schillers und Goethes. Preis 60 Pfennige.

In zweiter Auflage:

Bousset Die Bedeutung der Person Jesu für den Glauben. Preis 60 Pfennige.

Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H., Berlin-Schöneberg, Eisenacherstraße 45

Ein **Pastorenpaar** in mittleren Jahren in einer größeren Stadt Norddeutschlands möchte einen **kleinen Knaben** im Alter von 1—5 Jahren aus gebildeter, gesunder Familie, **Waise**, aufnehmen, später event. adoptieren. Gef. Off. unter **A. M.** an die Expedition d. Bl.

Venedig Christl. Hospiz Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Florenz Deutsch-Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A, frei und schön gelegen. Trinkgelder abgelöst. Reinertrag für Zwecke deutsch-evangelischer Wohlfahrtseinrichtungen.

Die Welt Gottes
Ein neuer Jahrg. Predigten von
Bernhard Dörries
Gebunden 6,60 M
Vandenhoeck & Ruprecht
Göttingen 1910

Suche: **Harnack,** Probleme im Text der Leidensgeschichte. Sonderdruck aus dem Sitzungsbericht der Berliner Akademie 1901. Zahle bis 1,50 (Ladenpreis nur 0,50). Anerbieten unter **F. S.** an den Verlag.

Tüchtiger Gemeindehelfer, 36 Jahre, musikalisch, **sucht passende Stelle**, am liebsten in großer Gemeinde. Offerten unter **B W** an den Verlag.

Vikar nach Oestreich

gesucht für das neu errichtete Vikariat in **Mährisch-Schönberg,** nahe der preußisch-schlesischen Grenze im herrlichen Altvatergebirge gelegen. Selbständige Arbeit. Antritt 1. Januar oder 1. April 1911. Nähere Auskünfte erteilt

Pfarrer **Ulrich** in **Mährisch-Schönberg.**

Kinder finden liebevolle Aufnahme und sorgfältige Erziehung in einem Pfarrhaus in Oberhessen. Gesunde, waldreiche Gegend. Töchterschule und Gymnasium am Ort. Es werden auch kleinere Kinder für längere oder kürzere Zeit aufgenommen. Anfragen unter **C B** zu richten an die Expedition der Christlichen Welt in Marburg.

Soeben erschienen:

Dr. med. Wilhelm Winsch: Die wahre Bedeutung des christlichen Abendmahls, eine Offenbarung aus meinem Leben.

Zu beziehen gegen Einsendung von Mark 0,25 in Fünfpfennigmarken von der Verlagsbuchhandlung **Max Breitkreuz, Berlin C.** 2, Neue Prommenade 7.

Die neu erschienene und die altbekannte Predigtsammlung von
Dr. **Geyer** und lic. Dr. **Rittelmeyer**

Leben aus Gott ▪ Gott und die Seele

Preis je 6 Mk. broschiert, gebunden 7 ½ Mk.
empfiehlt **Heinrich Kerler,** Verlags-Conto, **Ulm.**

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Kirchenzucht. Mit besonderer Berücksichtigung der in der ev. Landeskirche geltenden Bestimmungen von Past. **E. Sydow.** 1,50 Mk.

Das Ephoralamt. Beiträge zur Geschichte und Bedeutung desselben in der ev. Kirche Deutschlands mit besonderer Berücksichtigung der preußischen Landeskirche von Sup. a. D. **Petri.** 1,50 Mk., geb. 2,25 Mk.

DIE BLAUEN BÜCHER

des Verlages KARL ROBERT Langewiesche in Düsseldorf suchen ihre Freunde unter den ernsten Männern und Frauen aller Richtungen, Parteien und Konfessionen unserer deutschen Gegenwart.

je Eine Mark 80 Pf
in den guten Buchhandlungen gern
zur Ansicht!

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart

Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.

Lebens-, Unfall-, Haftpflicht-Versicherung.

Versicherungsstand: 770000 *Versicherungen.*
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Utrecht

Das **Stipendium Bernardinum** für deutsche Theologen in Utrecht (Holland) wird im Sommer 1911 sein 150jähriges Bestehen feiern. Auf Aufforderung des Kuratoriums hat sich aus den derzeitigen Bernardinern eine Kommission zur Vorbereitung des Jubiläums gebildet. Diese bittet nun auch im Auftrage des Kuratoriums alle alten Bernardiner, ihre derzeitige Adresse mit Angabe der Zeit, in der sie in Utrecht studierten, und möglichst auch die Adressen von anderen ihnen bekannten Bernardinern bis zum 1. Dezember 1910 an Herrn cand. pro lic. **Jüngst,** Utrecht, Palmstraat 2 einzusenden.

Lebensberuf

Der **Rheinisch-Westfälische Diakonieverein** bildet ernstgesinnte evang. Töchter und kinderlose Witwen gebildeter Stände i. A. v. 20—30 Jahren unentgeltlich zur selbständigen Stellung als Diakonieschwester in der Kranken-, Gemeinde- und Wohlfahrtspflege aus. Geprüften Kindergärtnerinnen kann ½ Jahr der Ausbildung erlassen werden. Während der Ausbildung bei guter Führung Taschengeld. Invaliditäts- und Alterspension. Aufnahme 1. April und 1. Oktober. Anfr. m. Rückporto an den Vorsitzenden **Pfarrer Heim in Lennep,** Rheinpreußen.

Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten-Bureau
BERLIN SO. 16, Spreepalast

Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach-, illustrierte usw. Blätter

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet.
Prospekte gratis.

Reform- Pflanzen-Nussbutter „Sanitas"

Bester, vegetabiler Süßrahm- Tafel- Butter-Ersatz
Viele Anerkennungen. **Ohne schädl. Konservierungsmittel.** Das Pfund 88 Pfg., 8 Pfd. 82 Pfg. und Porto. Ausführliche Preisliste gratis. **Reformhaus Max G. Duphorn, Marburg a. d. Lahn**

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 35
Genthinerstrasse 40

In unserem Verlage sind soeben erschienen:

Baumann, Prof. Dr. **J.,** Geh. Reg.-Rat: **Wille und Charakter. Eine Erziehungslehre auf moderner Grundlage.** Dritte, durchgesehene und verbesserte Auflage. gr. 8° IV, 92 Seiten Mk. 1.60

Wiegershausen, Dr. **H., Aenesidem-Schulze, der Gegner Kants und seine Bedeutung im Neukantianismus.** gr. 8° IV, 94 Seiten Mk. 3.40

Toll, Dr. **Ch. H., Die erste Antinomie Kants und der Pantheismus.** gr. 8° IV, 46 Seiten Mk. 1.50

Mugdan, Dr. **B., Die theoretischen Grundlagen der Schillerschen Philosophie.** gr. 8° VI, 86 Seiten Mk. 3.—

Das Töchterheim des Ev. Diakonievereins **Cassel-Wilhelmshöhe,** Lindenstraße

Heim für Töchter gebildeter Stände mit hauswirtschaftlicher Ausbildung und wissenschaftlicher Weiterführung

Prospekte wie nähere Mitteilungen durch den **Vorstand des Ev. Diakonievereins, Berlin-Zehlendorf,** und die Leiterin **Frl. Elisabeth zu Strohe, Cassel-Wilhelmshöhe.**

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 43. 23. Generalversammlung des Evangelischen Bundes — Der spanische Kulturkampf — Elsaß, Juli 1909 bis Juni 1910 (Schluß) — Von der Jahrhundertfeier der Universität Berlin.

Probenummern versendet unentgeltlich der Verlag der Christlichen Welt.

Dieses Bild zeigt - in genauen Maßen - die enorme Umsatzsteigerung von **PALMIN** (Pflanzenfett) und **PALMONA** (Pflanzen-Butter-Margarine) in Deutschland innerhalb der letzten 7 Jahre. – Ein stärkerer Beweis für das Bedürfnis nach **PALMIN** und **PALMONA** und für die Beliebtheit unserer Produkte ist kaum denkbar.

H. SCHLINCK & CIE., A.-G.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu fünf Beilagen: je ein literarischer Prospekt der Verlagsbuchhandlungen von Theodor Benzinger in Stuttgart (Lichtbilder); Eugen Diederichs in Jena (Spitteler u. A.); Edwin Runge in Großlichterfelde; B. G. Teubner in Leipzig (Die Kultur der Gegenwart); und Grenzmarken-Korrespondenz Nr. 3